Karl-Friedrich Weber

Waldbrief Nr. 86 vom 06.12.2025

Erinnerungen

„Die Realität ist nur eine Illusion, wenn auch eine sehr hartnäckige."

(Albert Einstein)

Biologische Vielfalt ist ein Teil der Erinnerung an die Natur und wird zum evolutionsbiologischen Gedächtnis. Sie ist das lebendige Archiv der Anpassungen, das zeigt, wie das Leben über Millionen Jahre hinweg Umweltbedingungen „gespeichert" und in Formen, Funktionen und Genen festgehalten hat. Steinzeitkinder haben sich in einem Umfeld entwickelt, das voller Vielfalt des Lebens war. Dieses Erbe hat das Überleben unserer Spezies gesichert. Es war erfolgreich. Die Vielfalt ist heute längst verloren gegangen in einem Umfeld, das immer mehr zu einer abstrakten Lebenssituation wird. Wir spüren zwar, dass etwas verloren gegangen ist, was wir als biologisches Erbe in uns tragen. Alte Menschen in einer Gemeinschaft können sich an die Welt erinnern, wie sie diese in ihrer Kindheit erfahren haben.

Der Umbruch von der Nachkriegszeit in die heutige Moderne ist in einem nie dagewesenen Tempo erfolgt. Die Zunahme psychischer Belastungen und Erkrankungen in allen Generationen mag ein Indiz dafür sein, dass wir uns zunehmend entfernen von unseren Wurzeln. Die Erinnerung älterer Menschen an frühere Zeiten ist ein umso wertvolleres kulturelles Gut. Sie am Leben zu erhalten und jüngeren Menschen zu vermitteln, ist pure Therapie und Chance.

Die Stiftung Naturlandschaft und der BUND im Landkreis Helmstedt hatten eine Idee. Das Jahr 2020 war die Zeit des Lockdowns. Corona hielt uns fest im Griff. Insbesondere alte Menschen litten unter der Isolation. Wir forderten sie in der Lokalpresse auf, Erinnerungen an ihre Jugend aufzuschreiben. Wie sahen sie die Welt als Kinder? Die Natur, die Lebensumstände in der Familie und im Beruf?

Wunderbar spontane Erzählungen erreichten uns. In diesem Waldbrief zum Jahresausklang möchten wir einige Seniorinnen und Senioren zu Wort kommen lassen. Ihre Erinnerungen sind zugleich ein Blick in die zeitgeschichtliche Phase der 1950iger und 1960iger Jahre. Sie machen uns bewusst, wie aufmerksam Kinder Eindrücke aus ihrem Umfeld

wahrnehmen, sich noch viele Jahrzehnte danach erinnern und schildern, was ihnen bedeutsam erschien. Nehmen Sie sich die Zeit und Muße zum Jahresausklang, diese Berichte zu lesen und an Kinder und Enkel weiterzugeben.

Foto: Karl-Friedrich Weber bunt war meine Welt

So ermunterten wir zur Teilnahme:

Liebe Senioren,

wie war das in Ihrer Jugend, wenn sie in Hof und Garten oder in Wald und Feld im Spiel oder während der Arbeit mit allem in Berührung kamen, was da kreuchte und fleuchte? Die Wiesen und Felder, Bäche und Tümpel in Ihrem Wohnumfeld auf Dörfern oder in der Stadt waren doch voller Abenteuer oder manch lustiger Begebenheit. Sicher haben Sie Bilder und Erinnerungen vor Ihren Augen, von denen junge Menschen von heute kaum mehr eine Vorstellung haben können.

Wir von der Stiftung Naturlandschaft und vom Bund für Umwelt und Naturschutz Deutschland (BUND) würden gern Vermittler sein zwischen Ihnen mit dem, was Sie erzählen und denen, die heute von Ihnen gern hören, wie es damals war – in den 40er, 50er oder späteren Jahren des letzten Jahrhunderts.

Schreiben Sie doch einfach Ihre Erinnerungen auf, so wie Sie Ihnen einfallen, spontan, gern auch handschriftlich in kurzen Episoden oder auch längeren Texten. Die Darstellung oder Formulierung bleibt ganz Ihnen überlassen.

So könnte eine Episode der Nachkriegszeit lebendig werden, die sonst vielleicht für immer aus der Erinnerung schwinden würde. Ihre Beiträge sind an keine Frist gebunden. Es wäre aber schön, wenn wir Ende Mai schon einmal eine Zwischenbilanz ziehen könnten.

Herzliche Grüße

Ihr Karl-Friedrich Weber, Präsident der Stiftung Naturlandschaft

Jürgen Dittmer Hildesheim, im Mai 2020

Jürgen Dittmer, pensionierter Förster schreibt: „Danke für die Anregung, über Erlebnisse in der Natur aus der Kindheit in unserer Region nachzudenken!“

„Wie schön die Natur früher war“

Bereits aus unserer pommerschen Heimat kannten wir Jungen die Bewegung in der weiten Natur, in der wir dort ja gelebt hatten. Nach der Flucht 1945 setzten wir unseren Freiheitsdrang in geschrumpfter Umgebung mit Eifer fort - Wir waren in Helmstedt gelandet, also nicht so sehr weit entfernt von der Natur. Wir drei „Großen“ (Jungen der Jahrgänge 1938 (Wolfgang) bis 1942 (Jürgen u. Ekkehard), der 4. Jahrgang 1945 (Hartmut) und daher zunächst noch weniger aktiv in unserem Sinne) bewegten uns nahezu bei „Wind und Wetter“ draußen in der Natur. Hier machten wir fast täglich neue Entdeckungen. Einige davon sollen hier für unsere Nachwelt festgehalten werden. Ob das nun weltbewegende Erinnerungen sind, das sollten die Leser selbst entscheiden. Auf jeden Fall wird es vermutlich diese Art des Aufwachsens der Jugend nicht wiedergeben.

Aber - war das alles sehr wichtig? Fangen wir einfach mit dem naheliegendsten, dem allgemein grassierenden großen Appetit der Nachkriegsjahre an:

Bei einer unserer Wanderungen stießen wir auf eine riesige „Himbeerwüste“ und zwar genau dort, wo wir noch vitalen Waldbestand vor ein paar Jahren kannten. Die dicken Buchen waren jetzt allesamt verschwunden! Es war ein riesiges, auch interessant anzusehendes Meer grünen Bewuchses entstanden. Für uns von Interesse waren zunächst einmal nur die vielen Himbeeren, die wir dort entdeckten. Also: Was tun? Ganz einfach: Wir eilten nach Hause und kamen mit Milchkannen und ähnlichen Gefäßen wieder! Ruck – zuck waren alle Behältnisse gefüllt, und zwar so, dass Passanten, die des Weges kamen, unsere „Beute“ bestaunen konnten. Auch die ebenfalls dort gepflückten gelben (!) Exemplare fanden ihre Bewunderer.

Man muss wissen, dass sich der Heimweg auf der ehemaligen Reichsstraße 1 abspielte - und hier entlang kamen nahezu Tag und Nacht Scharen von Grenzgängern aus der nahen „Ostzone“ mit ihrem oft spärlichen Gepäck und offensichtlich sehr viel Hunger im Bauch.

Schnell sprach man uns an, sodass schließlich ein Teil unserer „Ware“ den Besitzer wechselte. Sehr bald hatten wir „Nachschub“ aus unseren „Sammelgründen“ besorgt.

Bei der nächsten zu erwartenden Nachfrage weiterer Passanten, mussten wir nun aber erst einmal nach Hause. Unsere Mutter wartete schon gespannt.

Das war eine Freude!

So ging das nun Tag für Tag und für uns fielen dabei sogar noch einige Münzen ab.

Das ging gut, bis wir Konkurrenz aus der Helmstedter Bevölkerung bekamen: Unser ältester Bruder hatte alsbald eine Lösung parat. Er fuhr schon sehr früh vor uns mit dem Fahrrad an die Himbeer-Fundstelle und sicherte uns eine Teilfläche. Das funktionierte.

Trotz des emsigen Pflückens fanden wir aber auch noch genügend Muße, uns nach den vielen, vielen weiteren Schönheiten der Natur dort umzuschauen: Großes Interesse fanden dabei insbesondere Unmengen (für heutige Begriffe) an wunderhübschen Laubfröschen. Einen nahm ich als Wetterfrosch mit, einige setzte ich in unserem Garten aus, und wir genossen alle mehr oder weniger das laute Quaken in unserer Umgebung also auch bei den wirklich sehr netten Nachbarn. Und das vorwiegend in den Abendstunden!

(An dieser Stelle sei erwähnt, dass derartige Tierfänge in der heutigen Zeit sträflich wären, damals aber durchaus nicht unüblich!)

Bei dieser Gelegenheit sollte nun gleich aber auch die Frage des allzu großen Kahlschlages, der jetzt zur Himbeerwüste geworden war, geklärt werden: Es handelte sich um einige der zahlreichen Reparationsansprüche, die die Engländer infolge des Krieges in dieser Form gestellt hatten. („Engländerhiebe", wie der Volksmund diese Maßnahmen schließlich nannte). Sie brauchten diese Unmengen an Holz auf ihrer englischen Insel aufgrund lange anhaltender Übernutzungen ihrer eigenen Wälder, so hieß es damals.

Anscheinend gute Erntegründe gab es damals auch an den Rändern der nahen Autobahn, nur, hier hatten wir kein Vertrauen: Es roch dort stark nach Motorölen, und es sah dort auch verheerend aus: Hier war es üblich geworden, dass LKW – Fahrer nach Passieren des Grenzkontrollpunktes erstmals Fahrzeugreparaturen oder Inspektionen vornahmen. Allenfalls einige dort vergessene Werkzeuge konnten wir hier mit Freude aufsammeln

Nun aber weiter in unserem Text: Um zu den oben beschriebenen Erntegründen der Himbeeren zu gelangen, mussten wir eine große Strecke an Getreidefeldern entlang gehen, die sich uns bereits von weitem als blaues Blumenmeer ankündigten. Ja, das waren Kornblumen, die inmitten des Getreides in voller Blüte standen. Auch damit ließen sich Geschäfte machen. Naja, eigentlich waren es keine Geschäfte, die wir dort machten, es gab allenfalls Pfennigbeträge, auf die wir trotzdem sehr stolz waren. Wieder waren es Grenzgänger, die gerne einen schönen Blumenstrauß für ihre Verwandten, Freunde und Bekannten im Westen mitbringen wollten. Auch hier konnte geholfen werden!

Dieser Bereich des Lappwaldes war beileibe nicht der Einzige, den wir beernten konnten: Wir fanden auch weit entfernt ähnliche Erntegründe. Grund genug, auch hierrüber zu berichten: Das Ganze spielte sich unweit des Studententeiches ab. Um dorthin zu gelangen, kamen wir an dem im Jahre 1952 neu erbauten Freibad „Birkerteich" entlang. Diese Badeanstalt wird im Folgenden noch eine wichtige Rolle spielen.

Wenn hier unsere Behältnisse gefüllt waren, spürten wir nicht selten Lust, im Studententeich aber auch den nahen Überschwemmungswiesen zu baden, bevor wir dann nach Hause gingen. Nun kam unsere Mutter unerbittlich mit ins Spiel. Wir rochen nun nämlich fürchterlich nach dem fauligen Wasser der Überschwemmungswiesen. Was sollte das nun werden? Gesenkten Hauptes gingen wir in das Freibad „Birkerteich" zurück, und reinigten uns kräftig, sodass wir uns hinter her wieder unter die Menschheit trauen konnten. Fazit für die Zukunft: Erst Beeren pflücken, dann Schwimmen in Teichen und Tümpeln und zum Schluss Grundreinigung in der Badeanstalt, bevor wir vor unsere Mutter treten konnten.

Einige Zeit später, Himbeeren und Kornblumen gab es nicht mehr, da entdeckten wir weitere Früchte, bei denen sich eine Ernte lohnte: Dieses Gebiet befand sich nahe des bekannten Naturfreundehauses. Die Brombeeren dort wurden reif, und unsere Aktivitäten konnten fortgesetzt werden. Zunächst gab es dabei unvorhergesehene Probleme: unser

mitgebrachter Hund „Putzi“ erntete mit! Nur: Er schluckte sie runter, statt die Kannen zu füllen. Naja, Letzteres wäre dann auch nicht gerade hygienisch gewesen: kurzerhand banden wir Putzi mit seiner Leine inmitten unserer Fläche irgendwo fest bis wir unsere Kannen voll hatten.

Die Beeren hatten gegenüber den Himbeeren einen großen Vorteil: Sie sackten nicht so sehr zusammen! Wenn die Behälter voll waren, dann waren sie es auch und brauchten nicht noch nachgefüllt zu werden.

Nach den Brombeeren waren es dann die Pilze, die uns nicht ruhen ließen. Das war dann aber Sache der ganzen Familie. Wir zogen also zu sechst in die umliegenden Wälder und sammelten diese. Hier gesellte sich eine gute Freundin unserer Familie dazu, die doch weitaus mehr Erfahrungen mit Pilzen hatte.

Zwischendurch aber, sorgte unser Vater für Heizmaterial. Die Winter waren kalt damals!

Gott lob waren zwei mit uns befreundete Landwirte ebenfalls aus dem Osten nach Helmstedt gelangt, die sogar Pferde ihr Eigen nannten. - Alte Helmstedter wissen, wen ich meine, sie wurden schließlich sehr bekannt in der Stadt.!

Das eine oder andere Gespann konnte Vater sich ausleihen, um Holz aus dem Walde zu fahren. Das heißt, hier ist eine kurze Erklärung erforderlich: Wir bekamen vom Forstamt den Wunsch übermittelt, Kiefernzapfen im Walde zu sammeln. Im Gegenzug durften wir dann Brennholz nach Hause holen!

Kleinere Mengen Holzes, sogenanntes Leseholz, holten wir Jungen aber auch selbständig aus den naheliegenden Wäldern. Spannend wurde das, nachdem wir herausbekommen hatten, dass das Holz dieser Kategorie vornehmlich jenseits der „Demarkationslinie“, also im östlichen Teil unseres Landes, zu finden war. denn: hierher durften die dortigen Bewohner nicht - wir auch nicht, trauten uns aber! Für alle war das Sperrgebiet! Nicht gerechnet hatten wir damit, dass der zuständige Förster hier seinen Dienst verrichten musste. Dieser, nun, schien Anstalten zu machen, uns irgendwie zu belangen. Wir ergriffen die Flucht, erst schnell, dann langsamer werdend, als wir gemerkt hatten, daß dieser nette Mann uns eigentlich nur zum Rückzug bewegen wollte. Für unsere „Missetat“ schien er volles Verständnis zu haben.

Der Dackel des Försters lief indessen mit verständnisvoller Miene neben uns her!

Anmerkung nebenbei: In den Wäldern waren es die Forstbeamten, in der Feldmark Feldhüter und in den Städtischen Wallanlagen die Wallwärter, die der Ordnung im jeweiligen Bereich verpflichtet waren!

Wer sich bis hier her durch meine Zeilen durchgekämpft hat, dürfte sich in dem irrtümlichen Glauben befinden, für uns Jungen hätte es weiter nichts als Arbeit in jener Zeit gegeben. Hier muss eine Korrektur her: Da waren beispielsweise zahlreiche Gräben, Tümpel, Teiche und Seen, verschiedentlich auch Bombentrichter, die uns magisch anzogen – überall erwartete uns herrlich klares Wasser mit allem erdenklichen Getier, welches unsere Gemüter erhitzte: Die unterschiedlichen Molche, wie Teich- und Kammmolche aber auch Bergmolche waren keine Seltenheiten. Viele Tierarten findet man heute leider nur noch in der „Roten Liste“ der vom Aussterben bedrohten Tierarten, manche aus „Brehms Tierleben“ - Davon ahnten wir damals noch nichts!

In unserem näheren Wohnbereich kannten wir schließlich nahezu alle Vogelnester, den Arten entsprechende Bauart und der verwendeten Materialien. Gerne denke ich an das Nest einer Nachtigall bei uns direkt in der Stadt zurück: Dieses befand sich direkt an der Ernst – Koch- Str. an der Einfahrt zum Finanzamt in einem Gebüsch!

Ebenso gut bekannt waren in den Wäldern rings um Helmstedt auch die zahlreichen Schwerpunkte besonderer Wildblumenvorkommen. Zuerst genannt werden muss das sogenannte „Paradies". Ich glaube, derartige Üppigkeit kennt man heute nur noch selten – oder gar nicht mehr. Ich will einmal versuchen, mindestens ein Großteil dieser Pflanzen aufzuzählen und beginne mit dem Oberhang, der sich Richtung Osten bis zu einem Bachlauf neigt:

Also ganz oben:
Maiglöckchen, Vielblütige Maiblume, Einbeere
Mittelhang:
Märzenbecher, Lungenkraut, Seidelbast
Im Bachbereich:
Schlüsselblumen.
Das mag ungefähr so stimmen, ganz sicher fehlen in der Aufzählung noch einige Beispiele. Den Eindruck eines „Paradieses" gewinnt man sicher so bereits.

Foto: Karl-Friedrich Weber Waldsternmiere

Was wir in den vielen herrlichen Waldblumengründen überall beobachten konnten, waren die zahlreichen Schmetterlinge. Auch Käfer, Ameisen und so weiter sind heute in Artenvielfalt und Anzahl kaum vorstellbar. Diese Aussage behält ihre Gültigkeit in der gesamten Natur bis zum Teil auch hinein in unsere Hausgärten!

Nahe dieses Paradieses entdeckten wir eines Tages ein Nest mit einer legenden Pute. Das war auch wieder etwas Besonderes zu damaliger Zeit: Nahezu täglich fuhr einer von uns Brüdern nach dort, um das oder die Eier zu holen: Wieder etwas für Mutters Küche! Wie lange diese Quelle noch sprudelte, das weiß ich heute nicht mehr so genau, bis wir die Pute dann eines Tages tot auf dem Nest vorfanden. Der Kopf war blutig und ringsherum lagen Federn in Hülle und Fülle.

Auf unseren vielen Wanderungen durch die Natur kalkulierten wir häufig die Einkehr in eine inmitten des Waldes befindliche Köhlerhütte mit ein, hielten uns häufig dort auch länger auf. Diese Hütte war den einstigen Köhlerhütten nachempfunden und dienten den Spaziergängern als Wanderhütte.

Und weiter: Zwei relativ kleine Tonkuhlen begeisterten uns unweit der Stadt, das war schon etwas handfestes – für uns besonders in den Sommermonaten: Das Gleis einer Lorenbahn aus alten Zeiten ragte samt Schienen und Lore bis kurz über das Ufer des einen Gewässers. Sogar der Prellbock über den Fluten war noch vorhanden. Dies alles ließ sich

so arrangieren, dass wir uns auf die Lok stellen und den kleinen Hang hinab sausen konnten. Am Prellbock sprangen wir dann mit Hilfe des Schwunges den wir nun drauf hatten, in die Fluten. Das war etwas für uns Bengels! Da mussten wir öfter hin!

Wir schwammen aber auch so aus reiner Freude in dem Gewässer mit dem klaren Wasser herum. Auch unser Jüngster kam dabei nicht zu kurz: Ekki, einer von uns Brüdern, nahm den noch sehr jungen und kleinen auf die Schulter, sodass auch er die Freuden seiner großen Brüder teilen konnte. Er konnte ja noch nicht schwimmen. Eigentlich war er noch besser dran als wir: Neben diesen beiden „Wassersportlern" tauchte gelegentlich ein Blässhuhn mit den Küken auf, und gemeinsam schwammen sie einträchtig hinaus in die Fluten! Den Eindruck hatten wir Zuschauer jedenfalls aus der Ferne.

Genauso spannend, aber eben ganz anderer Art, war ein Riesenerlebnis auf der entgegengesetzten Seite Helmstedts: Schon recht nahe dem Dorf Barmke war ein großer, flacher See (Grube Emma) ein lohnendes Ziel. Was war da los und wie kamen meine Brüder Ekkehard und Hartmut dort hin? Zunächst war handwerkliches Geschick gefordert, denn aus einigen Schrotteilen musste ein fahrbares Zweirad gefertigt werden. Schließlich hatten die beiden ein fahrbereites aber für sie viel zu großes Herrenfahrrad! (Wer weiß heute noch, wie man als kleiner Knirps auf so einem großen Herrenrade fuhr? Das sah nicht nur seltsam aus, es fuhr sich auch entsprechend. Das rechte Bein musste unter der Stange hindurch zum rechten Pedal geführt werden). Unterwegs machten sie gelegentlich halt, um an den Feldrändern entsorgtes unbrauchbar gewordenes landwirtschaftliches Bindematerial aufzusammeln.

Am Zielort suchten sie die Stellen längs des Ufers ab, an denen die dort wachsenden Binsen am umfangreichsten platt gewalzt worden waren und schnitten sich dort mit ihren Taschenmessern möglichst große „Pakete" heraus, aus denen sie ein Floß bauen konnten. Diese Messer waren noch echte Nachkriegsmodelle, deren Schalen wohl nur aufgeklebte Holzplättchen waren, die im Laufe ihres Einsatzes schließlich in Auflösung übergingen. Es war Bruder Ekkis Plan, mit einem Floß über den See zu paddeln – Mit den Bindfäden knoteten sie dazu die einzelnen Binsenbündel zu diesem Floß zusammen. Glaubt es mir: das war eine riesige Freude, als sich daraus schließlich ein brauchbares Floß entwickelte! Brauchbar hieß natürlich, dass es Platz hatte für nur eine Person, nämlich Hartmut. Den damals noch viel kleineren der beiden Brüder.

Welcher damaliger Junge war stolzer als die beiden? Die Welt war schön: Ekki schob schwimmend und Hartmut strahlte!

Schön war die Welt nach ein paar Monaten gleich noch einmal: Trotz der noch ärmlichen damaligen Zeit erschienen uns Kindern diese Wochen einfach zauberhaft!

Viele Deutsche wurden zu dieser Zeit von den Alliierten zu deren Weihnachtsfeiern eingeladen, auch wir hatten das große Glück und wurden angenehm beköstigt und wir Kinder auch beschenkt.

Unsere häuslichen Weihnachtsfeiern fielen im Gegensatz zu später noch sehr bescheiden aus. Für uns Kinder war das trotz alledem eine wunderschöne Zeit.

Im neuen Jahr lag meistens dann auch zuverlässig so viel Schnee, dass wir unseren Winterfreuden in vollen Zügen nachgehen konnten. Krönung war dann oft der Bau eines Iglus. manchmal sogar mit einer Haltbarkeit bis Mitte Februar! (In der übrigen Zeit bauten wir auch häufig unsere "Buden" im Walde aus Fichtenzweigen und - Geäst, welches infolge von Holzeinschlägen liegen gebliebenen war).

Im Frühjahr folgte dann die Bestellung mehrerer Pachtgärten, die dann bis in den Herbst hinein beerntet wurden. Mit einem Teil der Kartoffeln bezahlten wir den Kindergarten, den zwei von uns (Jürgen und Ekkehard) regelmäßig bis 1948 besuchten.

Ab 1952 fuhren wir dann jedes Jahr mit dem eigenen Pkw in die Ferien. Deutschland wurde für uns dann bereits spürbar kleiner, mancher Besuch in Nachbarländern wurde dann auch möglich.

Schließlich trauten Ekkehard und ich uns, eines dieser Ferienziele mit unseren Fahrrädern aufzusuchen: Die Fahrt ging nach Grünenplan im Weserbergland. Nach meiner Erinnerung war das so ungefähr 130 km entfernt. Auch hierbei kam uns die Natur zugute: Wir hatten uns noch gar nicht allzu weit von Helmstedt entfernt, als es plötzlich fürchterlich anfing zu regnen. Hier konnte uns die Natur „aus der Patsche“ helfen. Direkt an unserer Landstraße fanden wir rasch einen uralten, innen bereits hohlen Baum, der uns als Unterschlupf gerade recht kam. Die Verkehrssicherheit war hier wohl noch als zweitrangig eingestuft – oder gar nicht!

Diese Jahre des Neuaufbaus unserer Stadt hatten auch Einfluss auf die Natur in und am Rande Helmstedts. Nacheinander entstanden Neubauviertel, oft nicht gerade zum Nutzen der Natur, aber die Menschen brauchten ja auch eine Bleibe. In den Randgebieten fing ich dann – bald mit viel Geschick, Zauneidechsen. Aber auch Hummeln grub ich aus oder entnahm sie aus Büschen usw. Die dann innerhalb der einstigen Randgebiete, also den Gärten, wieder ausgesetzt wurden. Zum Beispiel im Trockenmauerwerk unserer Terrasse sahen wir künftig zahlreiche Eidechsen männlichen und weiblichen Geschlechts in der Sonne „schmorten“.

Eines Tages, ich hatte von Muttern den Auftrag, in der Stadt Einkäufe zu tätigen, da entdeckte ich vor mir auf der noch im Rohbau befindlichen Bülowstraße ein Tier sitzen, das meiner Einschätzung nach für eine Maus zu groß und für eine Ratte zu klein war: Naja, erstmal fangen. Darin hatte ich Übung! Es war eine junge Ratte, die ich nun in Händen hielt! Was nun? Ich sollte ja einkaufen, also musste das Tier mit. Beim Gemischtwarenhändler auf der Bötticherstraße ging das noch so ganz gut. Beim Schuhmacher auf der Rosmarinstraße sah das schon anders aus. Aufgrund des beißenden Ledergeruches dort wurde mein Fang sehr rebellisch und unter lautem Schimpfen des Schuhmachers sauste das Tier kreuz und quer durch das Geschäft. Aber auch unter diesen widrigen Umständen konnte ich das Tier schließlich ergreifen und wieder von dannen ziehen. Bei meinen Eltern fand ich mit dieser Neuerrungenschaft auch keine Gegenliebe, konnte die junge Ratte aber in „gute Hände“ verschenken.

Tiere zu fangen spielte in jenen Jahren eine große Rolle. Jeder von uns denkt wohl in diesem Augenblick an die Maikäfer, die damals tatsächlich als Plage auftraten: Die Larven (Engerlinge) lebten von verschiedenen Pflanzenwurzeln, die Käfer von den Blättern. Das führte deutlich sichtbar zu Schäden! Der Fang der Käfer erwies sich als besonders einfach, wenn man wusste, dass sie in den frühen Morgenstunden noch klamm von der morgendlichen Kühle aus Bäumen und Sträuchern geschüttelt werden konnten. Oft war das genau zu der Zeit, zu der wir ohnehin auf dem Schulweg waren. Wir mussten nur daran denken, vom Tabakwarenhändler eine leere Zigarrenkiste zu organisieren. So konnten wir unsere Fänge gleich mit in die Schule nehmen. Es war immer ein Gaudi, wenn ein Käfer nach dem anderen diesen Behälter dann heimlich verließ, um im Klassenzimmer herum zu brummen. Den Lehrer begeisterte das weniger!

Krabbeltiere, die das alles überstanden hatten, wurden zu Hause an die Hühner verfüttert. Das war wiederum unseren Eltern nicht so ganz recht! Die Eier würden davon braune Flecken bekommen.

Heute freuen wir uns, wenn wir einmal einen solchen Maikäfer irgendwo finden! Das ist schon eine Sondermeldung, sogar im Tageblatt, wert.

Ich denke, eine weitere Aufzählung der Tiere, die bei uns Begehrlichkeiten weckten, erübrigt sich hier und jetzt. Eine Ausnahme sollte jedoch genannt werden: Die Kartoffelkäfer mussten „feinsäuberlich" von den Pflanzen abgesammelt werden. Sie hatten sich zu unerträglichen Schädlingen „gemausert"!

Schließlich gab es ja noch etliche weitere Beschäftigungen, die uns die Ruhe rauben konnten. Ich Ich denke gerade an die herrlichen Hirschkäfer die sogar bis in unsere Stadt hinein auf dem „Alten Friedhof" in den dortigen alten Eichen lebten. Aber auch an dem Weg zum Waldbad Birkerteich, der von einer Reihe Birken besäumt war: Hier saßen, Baumsäfte saugend, verschiedene dieser imposanten Käfer in Ast- und Stammbereichen. Die fingen wir aber nicht! An eine weitere Stelle mit Hirschkäfern erinnern wir uns noch: Das war der Bereich um die Walbecker Warte.

Anders war das wiederum mit einem Feuersalamander, den ich noch für mein Terrarium brauchte. Hier war unser Vater mit von der Partie, diesen schließlich zu finden.

Aber, es geht noch weiter: Eines Tages kam unser Vater nach Hause und berichtete über einen Bienenschwarm im Stachelbeerstrauch in unserem Pachtgarten nahe der Helmstedter Gasanstalt. Schnell hatte ich einen stabilen Karton zur Hand und einen Knüppel und fuhr mit dem Fahrrad dort hin. Den geöffneten Karton stellte ich unter das schnell gefundene Bienenvolk. Und mit ein paar derben Schlägen auf den Ast, an dem die Tiere hingen, hatte ich alle in dem Karton, den ich schnell schloss und nach Hause fuhr. Eine Seifenkiste war schnell umgebaut. Schon hatte ich eigene Bienen, auf die ich besonders stolz war.

Unsere Freude an der damaligen Natur endete hiermit aber noch lange nicht, macht nur einen Rückblick auf unsere Kindergartenzeit erforderlich Mit unserm Aufsichtspersonal, wir nannten diese Damen seinerzeit „Tanten", waren wir nach Räbke, einem nahen Dorf, gefahren, um dem dortigen Kindergarten einen Besuch abzustatten. Wir mussten hier natürlich beschäftigt werden. Zu der Zeit blühten die Gänseblümchen besonderes üppig, und es bot sich daher an, uns beizubringen, wie Blütenkränze gebunden wurden. Schließlich sausten alle Mädchen mit derartigem Kopfschmuck durch die Gegend. Auch in diesem Falle half uns die Natur, auf einfache Art und Weise, uns sinnvoll zu beschäftigen!

Wir konnten Errungenschaften der späteren Jahre nicht kennen – und vermissten sie infolgedessen auch nicht! Die herrliche Natur war uns Betätigungsfeld genug! Die Tage waren uns damals eigentlich immer viel zu kurz.

Jürgen Dittmer

Foto: Karl-Friedrich Weber *Schlüsselblumenwiese*

Christina Eck aus Königslutter erinnerte sich ebenfalls an ihre Kinderzeit in ihrer Stadt.

Ich bin Jahrgang 1949 - wir haben fast immer draußen gespielt, vor und hinter der Marshall-Plan-Siedlung ‚Am Spitzenkamp' und in der Umgebung, die noch nicht zugebaut war. In jedem der vier Reihenhäuser lebten Kinder meines Alters. Wir gingen einfach raus und trafen die anderen. Ohne Verabredung. Hinter den Häusern lag der Spielplatz, für die erwachsenen auch als gemeinsamer Wäschetrockenplatz genutzt, gewachsene Wiese, Sandkasten, keine Zäune, aber Büsche an den Begrenzungen, da konnten wir Kinder herrlich unbeobachtet spielen, uns verstecken, Höhlen bzw. ‚Wohnungen' bauen und uns dort dann gegenseitig besuchen. Es waren immer Kinder da oder sie kamen bald, nicht alle gleich alt, aber fast. Es gab einige von uns. Wir spielten und lernten mit- und voneinander. Meine beste Freundin durfte nicht weit weg von zu Hause und wollte meist ‚Mutter und Kind' spielen. Dazu nutzten wir Kellereingänge oder zogen eine Leine und klammerten dort Decken fest, die wir am Boden mit Steinen beschwerten. So bauten wir uns Zelte.

Mit anderen Freunden spielten wir sehr gern ‚Räuber und Gendarm' oder Ballspiele. Auf jeden Fall draußen!

Welche Freude war es, wenn wir im Frühling das erste Mal wieder barfuß gehen durften! Dann noch ein Ball am Fuß, der als Hunde-Ersatz mitkam bis zum Bolzplatz, der einfach ein freies Feld war zwischen Gärten und Obstbäumen, inzwischen längst bebaut. Dort spielten wir, erkundeten, was heute der Berliner Platz ist und der Mauernkamp.

In der Klosterstraße gab es den Bauern Brandes, wo ich mit einer Milchkanne frische Milch holte. Diese Milchkanne dann durch die Luft zu kreisen, war verlockend, und es funktionierte.

Wir Mädchen und einige Jungen spielten häufig gemeinsam Fußball (das dann doch mit Schuhen). Wer wollte Tilkovski sein? Jede/r! Schnell markierten Pullover oder Schuhe die Torpfosten und los ging es. Natürlich ohne Schiedsrichter, es wollte ja jede/r mitspielen. Kein Problem - wir einigten uns immer und spielten, solange wir Lust hatten. Eine Uhr hatte niemand dabei. Handys gab es längst noch nicht. Aber die Glocken am Dom, die die Zeit anzeigten, konnte man hören und das war eine Orientierung.

Fußball war beliebt bei uns, aber wir murmelten auch. Bunte Glaskugeln waren Kostbarkeiten wie auch Lackbilder, die wir in Heften sammelten und in der Sonne sitzend, tauschten. Straßen und Wege waren noch nicht gepflastert oder geteert. So konnten wir eine kleine Kuhle in die Erde buddeln. Die Kugeln, die je nach Größe einen bestimmten ‚Wert' hatten, rollten wir aus gewisser Ferne von einer Linie aus, die wir auf dem Boden markiert hatten, Richtung Kuhle. Dann – abwechselnd, sie mit dem gebeugten Zeigefinger anstoßend, beförderten wir sie nach und nach in die Kuhle hinein, was das Ziel war. Der Gewinner oder die Gewinnerin bekam dann alle Kugeln dieses Spiels, und es gab danach meist gleich die Revanche. Ich war ziemlich gut darin und hatte schon eine stattliche Anzahl Kugeln gewonnen, doch Rudi Russ gewann immer, einfach immer. Gegen ihn hatte niemand eine Chance und bald wollte keiner mehr mit ihm spielen.

Stattdessen ging ich die Umgebung erkunden. Das war damals ‚normal', einfach durch Feld und Wald zu streunen. Abenteuer wollte ich erleben wie sie der Detektiv Kalle Blomquist (von Astrid Lindgren) und seine ‚Bande' erlebten. Oder in der Natur sein und sie verstehen wie Davy Crocket. Denn zu Hause las ich Bücher aus der Bücherei und nahm einiges begeistert als Anregung auf. So versteckte ich (nach Astrid Lindgren) geheime Botschaften auf Zetteln hinter Büschen oder in Astgabeln von Bäumen und sorgte dafür, dass Freunde sie ‚zufällig' fanden. Die waren verblüfft - Botschaften und Rätsel vom ‚Blauen A' - wie aufregend! Als ich eines Tages unvorsichtig war und mich eine Freundin beim Verstecken eines Zettels ‚erwischte', hatte dieses Spiel ausgedient.

Als ich so etwa 8 Jahre alt war, ging ich häufig mit der einen oder anderen Freundin auf die ‚Quitsch-Quatsch-Wiese', wie wir sie nannten, weil sie an manchen Stellen feucht war und jeder Schritt sich so anhörte. Sie lag hinter der (späteren?) Gärtnerei Fuß, heute Keller, und man konnte aus der empfundenen Ferne auf Sunstedt schauen. Da kam schon mal ‚Fernweh' auf. Viele verschiedenste wilde Blumen und Klee wuchsen dort im Frühling, es war eine bunte Pracht! Insekten, Bienen und Hummeln summten, Schmetterlinge flatterten umher, ich lernte, dass es Kohlweißlinge gab und Pfauenaugen. Wir pflückten Gänseblümchen und schlitzten mit dem Fingernagel die Stängel ein. Dort hindurch zogen wir ein weiteres Gänseblümchen und so ging es, bis ein Kranz fertig war. Damit schmückten wir unseren Kopf und präsentierten uns stolz zu Hause. Manchmal wurde er der kleinen Schwester aufgesetzt, sodass sie auch teilhaben konnte. Am Abend wurde der Kranz in eine Wasserschale gelegt, damit er am nächsten Tag noch schön war.

Foto: Karl-Friedrich Weber *Admiral*

Im Königslutter gab es zu Fronleichnam eine Prozession durch die Straßen, bei der wir Mädchen auf dem Weg von Altar zu Altar, die unterwegs in der Stadt aufgebaut waren, Blütenblätter streuten. Ein schönes Gemeinschaftserlebnis, gemeinsame Andachten, unterwegs Blütenblätter auf unserem Weg, doch es tat mir auch leid um die Blüten.

Im Herbst gab es ein anderes besonderes Ereignis, es wurden die Apfelbäume, die an Wegen und an Feldrändern standen, zum Ernten versteigert. Welche Freude, wenn es unserem Vater gelang, einen zu ersteigern! Wir würden Äpfel haben! Obst war knapp und sehr geschätzt.

Obstbäume bewunderten wir, auf andere Bäume, die an Feldrändern standen, kletterten wir gern. Spielplätze gab es nicht, wir spielten draußen in der Natur. Ich weiß noch, wie die ersten Spielplätze im Vergleich steril und einfallslos auf mich wirkten.

Wenn ich zurückdenke – wunderbar, diese reiche, starke Natur zu erleben ohne befürchten zu müssen, man schade ihr. Es gab einfach genug wilde und ungenutzte Flächen, die köstliche Spielgelegenheiten boten.

Foto: Karl-Friedrich Weber Kornblumenfelder

Ich war beeindruckt von Weizenfeldern in ihrer bunten Schönheit, die den Bauern sicher nicht so gut gefielen. Im gelben Korn standen blaue Kornblumen, roter Klatschmohn und weiße Margeriten. Es leuchtete bunt und duftete herrlich, welche Pracht!

Wenn ich mich dann am Rand im Gras in der warmen Sonne liegend ausruhte, das Feld und den Himmel betrachtete, entdeckte ich in vorbeiziehenden Wolken Tiere und andere Figuren. Ich träumte, auf Wolken zu schweben und zu reisen.

Vogelschwärme waren keine Seltenheit, manchmal badeten Spatzen im Staub oder nach Regen in einer Pfütze. Es summte um uns herum, und ein betörender Duft lag in der Luft. Ich weiß noch, wie ich die Idee, Parfüm zu nutzen, seltsam fand, wo doch alles schon vorhanden ist.

Es gab viel Zeit einfach zum Schauen und Wirken lassen. Es stellte sich immer eine zufriedene, tiefe Ruhe ein. Heute nennt man das wohl Meditation.

Einmal sah ich Ameisen zu, die immer wieder und sehr eifrig versuchten, auf einen Sandhügel zu klettern. Für sie war es mühsam, doch sie waren unermüdlich! Ob uns auch jemand zuschaut, wenn wir uns ‚abrackern'?

Maikäfer, ja! Die haben wir gesammelt, sie in Schuhkartons getan, Löcher in die Deckel gebohrt, Birkenblätter hinein getan von der Hecke am Friedhof an der Helmstedter Straße und geschaut, ob sie ein ‚Bäcker' oder ein ‚Schornsteinfeger' waren…. so nannten wir die häufig vorkommenden Maikäfer, die wir an kleinen Unterschieden an Kopf und Fühlern zu unterscheiden meinten. Nach ein, zwei Tagen ließen wir sie frei. In manchen Jahren gab es ungewöhnlich viele Maikäfer, in anderen weniger und später kaum welche.

Nicht nur für Maikäfer sammelten wir Blätter bzw. Pflanzen. Meine Mutter und auch mein Vater, beide auf Bauernhöfen aufgewachsen, kannten sich gut aus mit Pflanzen, die wir gemeinsam sammelten, trockneten und dann Tee davon zubereiteten: Löwenzahn, Brennnesseln, Lindenblüten, Weißdorn, Schafgarbe. Auch gab es damals im Elm – oder war es in den Fuhren - Stellen, wo es Himbeeren gab. Einen Garten hatten wir noch nicht

und zu kaufen gab es die ja damals auch nicht. Umso köstlicher, sie im Wald zu sammeln und dabei zu naschen.

Inzwischen wurde der Spitzenkamp geteert, es stank, dort konnte nun nicht mehr gemurmelt werden, und wenn man barfuß in Teerstückchen trat, war das nicht mit Seife, sondern nur mit Butter und viel Schrubben einigermaßen weg zu bekommen.

Autos waren noch kaum unterwegs, selten fuhren ein großer Opel oder Ford vorbei, die wir bestaunten, wenn wir an der B1 im Graben am Straßenrand spielten und dort Sauerampfer knabberten.

Auf den Feldern und auch innerhalb Königslutters waren die Bauern mit Pferd und Wagen unterwegs. Es klapperte auf dem Kopfsteinpflaster.

Wir fuhren mit unseren ersten kostbaren Fahrrädern.

Wenn ich zurückdenke, fällt mir die große, selbstverständliche Freiheit auf. Ich durfte überall spielen, brauchte nicht zu sagen, wohin ich wie lange ging, auch in den Elm, wo mich Schlüsselblumen erfreuten, die es in Gärten meist nicht gab. Aber die galten schon als selten und ich pflückte sie nicht.

Ich bin meinen Eltern sehr dankbar, dass sie mir so viele Freiheiten gelassen haben, um nach eigenem Gutdünken die Umgebung zu erkunden.

Wunderbar, Freunde draußen zu treffen, ohne uns zu verabreden. Ein Leben ohne Terminkalender ‚im Moment'. Gemeinschaft, Natur, Freiheit, wunderbar! Schöne Erinnerungen.

Foto: Karl-Friedrich Weber *Sommerzeit*

Der Landwirt Fritz Weber aus Wormstorf in Sachsen-Anhalt ist heute im Ruhestand ein anerkannter Experte der Vogelkunde und für alte Haustierrassen. Auch er hat seine Liebe zu Natur bereits in seiner Kindheit gelegt bekommen. Darüber schreibt er:

Meine Kindheit auf dem elterlichen Hof

Einmal, es war zur Zeit der Rübenernte, war auf dem enteigneten Paul Wipper'schen Acker an der Straße nach Gehringsdorf ein Gespannführer der LPG mit seinem voll mit Zuckerrüben beladenen Ackerwagen im aufgeweichten Boden festgefahren.

Die schmalen, eisenbereiften Holzspeichenräder der damaligen Wagen versanken ziemlich leicht im feuchten Grund. Vater war mit unserem Gespann auf dem Weg zum Heidberg, um von dort ebenfalls Zuckerrüben zur Zuckerfabrik nach Eilsleben zu transportieren. Er beobachtete schon von weitem, wie der Mann nervös versuchte, seine Pferde dazu zu bringen, den Wagen aus dem Dreck zu ziehen.

Weder lautes Schreien und unchristliches Fluchen, noch Prügel konnten die Tiere dazu bringen, das Gefährt vorwärts zu bewegen. Sie sprangen gestresst ins Geschirr – natürlich nicht etwa gleichzeitig – und gaben dann gleich wieder auf.

Vater bot seine Hilfe an. Der Geschirrführer nahm das Angebot gerne an, machte aber den Vorschlag, vor seine total durchgeschwitzten und nervösen Tiere unsere Pferde zu spannen, um so den Wagen gemeinsam wieder flott zu bekommen.

Vater forderte ihn indes auf, seine Tiere von der Deichsel zu entfernen. Er spannte stattdessen unter Protest und den skeptischen Blicken des Anderen Schimmel und Rose vor das feststeckende Gefährt. Leise sprach er die Tiere an und brachte sie in die richtige Position. Unter seinen Befehlen legten sich beide gleichzeitig mit aller Kraft ins Geschirr, machten sich ganz klein dabei – und zogen den festgefahrenen Wagen tatsächlich beim ersten Versuch aus dem Dreck und in einem Zug bis zum Feldrand. Dort spannte der staunende „LPG-ist“ seine größeren und schwereren Pferde wieder an und vergaß fast, sich zu bedanken.

Wir lebten früher als Bauernfamilie viel enger noch als heute mit unseren Tieren zusammen. In die Stube kamen wir nur selten; unser Leben spielte sich in der Küche, auf dem Hof oder auf dem Acker und in den Ställen ab. Hölten und Gummistiefel waren unsere alltägliche Fußbekleidung.

Für alle Mitglieder der Familie gab es auf einem Bauernhof immer viel zu tun. Einerseits waren die Arbeiten in Haus und Garten, bei Vieh und Acker sehr abwechslungsreich. Weil Haus und Vieh aber kontinuierlich versorgt werden mussten, entstand für die Familie notwendigerweise ein festes Schema für die Erledigung der täglichen Arbeiten: Wie meine Eltern mussten auch meine älteren Schwestern frühmorgens bereits nach vier Uhr aufstehen. Nach einem Schluck Kaffee und nachdem der Hofhund, der die Nacht über frei herumgelaufen war, wieder an die Kette gelegt war, wurde die Stallarbeit in Angriff genommen. Vater begann zu misten und Mutter das erste Futter zu verabreichen.

Danach wurden die acht Kühe mit der Hand gemolken, die Milch mit Hilfe von Sieb und Seihtuch gefiltert und in Kannen gegossen. Die Kannen, bis zu fünf an der Zahl, zuzüglich derer vom vorigen Nachmittag, mussten mit einer speziell konstruierten Karre hinauf zur Straße transportiert und auf die so genannte Milchbank, eine Rampe aus Holz, bugsiert werden. Von dort holte dann der Milchkutscher, zu meiner Kinderzeit der „Bure“ Bethge, unsere Milch zusammen mit der von unseren Nachbarn Junge und Siederhoff ab. Er transportierte sie, wie auch die Milch von allen übrigen Bauern, jeden Tag pünktlich zur Molkerei nach Eilsleben und brachte später das Leergut zurück. Während die Frauen molken, gab Vater den Kühen das restliche Futter, versorgte das Jungvieh und die Pferde.

Nach dem Melken wurden die Kälber getränkt, die Schweine gefüttert, das Geflügel versorgt und die Pferde erhielten die „Morgentoilette“. Inzwischen war auch für uns Kinder Aufstehen angesagt. Frisch gewaschen und gekämmt nahm die ganze Familie gemeinsam in der Küche das Frühstück ein. Für uns Kleine begann danach der Weg zur Schule, während die Großen ihre Arbeit auf dem Hof, im Garten, oder auf dem Feld aufnahmen.

Vater spannte die Pferde an und fuhr zur Feldarbeit hinaus, transportierte Mist vom Hof fort, Futter zum Hof herein, oder musste andere Arbeiten mit dem Gespann verrichten. Die Kühe wurden zur Weide getrieben, die Schweine bei Bedarf - meist zweimal wöchentlich - ausgemistet und mit frischem Stroh versorgt.

Im Laufe des Vormittags zog der Schäfer durch das Dorf und forderte die Leute mit seiner Trillerpfeife - eine schwarze, wie sie die Schiedsrichter beim Fußball haben - auf, ihre Schafe aus den Ställen heraus zu lassen, damit er sie in der Herde auf die Hutungsflächen und Feldwege zum Weiden führen konnte.

Je nach Jahreszeit standen Gartenarbeiten oder auch Handarbeiten auf dem Feld an. Früher waren die meisten Pflege- und Erntearbeiten mit großem Aufwand an Handarbeit verbunden. In einem solch großen Haushalt fielen, besonders auch für die Frauen, eine Menge Arbeiten an, die täglich zu erledigen waren: sauber machen, Wäsche waschen, kochen.

Auch die in der Molkerei entleerten Milchkannen, die inzwischen mit dem uns zustehenden Rücklieferungsanteil an Buttermilch von der „Milchbank“ abgeholt worden waren, mussten gereinigt werden und stülpten dann zum Trocknen auf einem Lattenrost. Ich kann mich noch genau an den köstlichen Geruch von frischer Buttermilch erinnern, der von den heutigen Produkten nicht einmal nachgeahmt werden kann. Ebenso fällt mir der Geschmack von sauer gelegter frischer Kuhmilch, mit Zucker überstreut, ein - ein Leckerbissen, den man leider nur im Sommer zubereiten konnte.

Das Mittagessen wurde Punkt zwölf Uhr wieder gemeinsam in der Küche eingenommen. Wenn aber Vater, oder gelegentlich auch andere Familienmitglieder, wegen dringender Feldarbeiten, oder aus anderen Gründen, draußen bleiben mussten, nahmen sie ihre Mahlzeit am Feldrand ein. Manchmal fielen dann abends für uns Kinder herrliche „Hasenbrote“ an.

Bis gegen vier Uhr nachmittags wurden die je nach Jahreszeit notwendigen Arbeiten weitergeführt. Nach dem Kaffee wurden Jungvieh und Pferde gemistet und die Kühe von der Weide geholt. Danach erfolgten die gleichen Arbeiten im Stall, wie am Vormittag. Die vollen Milchkannen kamen in den Keller zum Kühlen. Wenn alle Tiere versorgt, die Eier abgesucht und die Stallgänge gefegt waren, erhielt der Hund für die Nachtwache Freigang und die Bauernfamilie aß Abendbrot. Endlich kamen alle zur Ruhe.

Die größte Kraftanstrengung für die Bauernfamilie und ihre Helfer war die Getreideernte. Wintergerste, Roggen, Weizen, Sommergerste und Hafer, manchmal auch Gemenge, wurden damals bereits zur Gelbreife mit der Sense gemäht.

Nach dem Kauf einer pferdegezogenen Maschine fiel diese schwere körperliche Arbeit größtenteils weg. Es folgte das so genannte „Oprapen“, das Aufnehmen des im Schwad liegenden Erntegutes. Die

Garben wurden gebunden - früher mit Strohseilen, die im Winterhalbjahr aus Roggenstroh angefertigt worden waren. Einen Bindepflock aus Pflaumenholz habe ich zum Andenken bis heute aufbewahrt. Nach dem Kauf des Mähbinders erfolgte dieser Arbeitsgang mit Papier-, oder Hanfbindfaden maschinell mit Hilfe unserer Pferde. Die gebundenen Garben wurden zur Nachreife „gemandelt", nach einem ganz bestimmten System in Mandeln, in anderen Gegenden auch Hocken oder Puppen genannt, aufgestellt. Bei Bedarf, insbesondere bei ungünstigen Witterungsverhältnissen, machte sich manchmal sogar ein mehrmaliges „Ummandeln" nötig, um das Korn in der Ähre bis auf Druschfeuchte heruntertrocknen zu lassen.

In feuchten Jahren kam es während dieser Phase auch häufig zum Auswachsen, dem Keimen der Körner in der Ähre bzw. Rispe. Dadurch litt die Qualität des Erntegutes erheblich. Die gereiften trockenen Garben wurden dann eingepackt, das Stapeln der Getreidebunde, nach einem strengen System. Es entstand auf dem Erntewagen ein stabiles, für den Transport geeignetes „Fuder". Die Ähren zeigten grundsätzlich ins Stapelinnere, so dass es kaum zu Transportverlusten kommen konnte. Zu Hause angekommen wurde ein gewisser Teil in der „Banse" eingelagert, um dann später im Winter das Erntegut auszudreschen.

Vor meiner Zeit erfolgte der Drusch in der „Deele" mit Dreschflegeln. Die Mengen, deren Drusch bereits während der Ernte zu schaffen war, wanderten sogleich vom Fuder in die Deele und unter die Dreschflegel. Dazu stellten sich die Drescher gleichmäßig verteilt um die Bunde herum auf. Nach einem auf uralten Erfahrungen basierenden System wurde das Erntegut gestapelt und die Arbeiter schlugen nacheinander im Takt mit ihrem Flegel auf das Getreide. Dieser dumpfe Rhythmus war während der gesamten Druschzeit über Wochen und Monate auf allen Höfen zu hören. Korn und Spreu wurden mit Hilfe des Windes, manuell oder später mit einer handgetriebenen Windfege, getrennt und auf den Korn- bzw. Spreuboden transportiert. Das leere Stroh wurde wie die Garben auf dem Feld von Hand mit Strohseilen gebunden oder lose in der Scheune verstaut.

Bereits vor dem Krieg kaufte Großvater eine elektrische, von einem riesigen Motor angetriebene Dreschmaschine und später auch eine Presse. Vater schaffte dazu noch das nötige Korngebläse an. So wurden die Arbeiten wesentlich erleichtert. Die Bedienung der Dreschmaschine befehligte stets Großvater. Flüssiges Arbeiten war die Grundvoraussetzung für einen störungsfreien Druschvorgang.

Er beaufsichtigte das Hochreichen der Garben, sowie das Aufschneiden und legte das Druschgut nach einem bestimmten System in den Dreschkasten ein. Die Technik musste durch regelmäßiges Abschmieren und Kontrolle der Transmissionsteile gepflegt und gewartet werden. Der gleichmäßige Fluss der Ströme von Korn, Spreu und Stroh wurde ständig überwacht und bei Unregelmäßigkeiten sofort eingegriffen. Das Schleppen der Säcke hinauf auf den Kornboden hatte sich zwar mit dem Kauf des Korngebläses erübrigt, aber zur Vorbeugung gegen Verstopfungen mussten die Ausläufe auf dem Speicher ständig beobachtet werden, wie auch das Füllrohr im Spreubunker.

Die Säcke für das anfallende Kleinkorn waren regelmäßig zu wechseln und abzutransportieren. Der Pressvorgang musste ebenfalls überwacht werden. Hier waren die Versorgung mit Bindegarn, das Sammeln und Abtransportieren der „korte Bund“, wie die anfallenden Blätter und Bruchstücke des ausgedroschenen Strohs genannt wurden, und das Einlagern und „Bansen“ des gepressten und gebundenen Strohs die wichtigsten Arbeiten.

Auch mit Hilfe der Maschinen zog sich die Druschsaison über etliche Wochen hin. Das monotone Brummen und Getöse der Dreschmaschine, der langsame, dumpfe Rhythmus der Presse und das prasselnde Schreien des Gebläses beherrschten zusammen mit dem allgegenwärtigen Staub und den überall herumwuselnden Strohpartikeln das Leben auf dem Hof. Die Schleiereulen, die jedes Jahr unter dem Schauer brüteten, störte dies alles aber nicht. Wenn sie abends aktiv wurden, um für ihre Brut und natürlich auch für sich auf Mäusejagd zu gehen, ruhten Maschinen und Menschen.

Die Geburten von Jungtieren – seien es Fohlen, Lämmer oder auch Hühnerküken – bildeten schon immer Sternstunden im Leben der Bauern. Wenn eine Kuh kalben musste, oder bei einer Sau war der Ferkeltermin heran, war ich als Kind immer schon vorher aufgeregt und möglichst rechtzeitig vor Ort. In den allermeisten Fällen ging der Geburtsvorgang ohne Komplikationen vonstatten.

Im Kuhstall galt es dann, das Kalb seiner Mutter zur Kontaktaufnahme und zum Lecken vorzulegen, wenn sie noch angebunden war, oder nach der Geburt nicht gleich aufstand. Dadurch kam es zur innigen Mutter-Kind-Beziehung und der Vorgang des Ableckens bewirkte beim frisch geborenen Kalb eine Körpermassage, die Beschleunigung der Abtrocknung und eine Regulierung des Wärmehaushaltes. Stand ausnahmsweise einmal eine Schwergeburt an, so musste mit Hilfe von Stricken das Kleine im Rhythmus der Presswehen der Mutter langsam und gefühlvoll beim Geburtsvorgang unterstützt werden.

In ganz schwierigen Fällen war auch schon mal fremde Hilfe nötig. Wir baten dann meistens unseren Nachbarn Ernst Weide, der als „Schweizer“ beim Bauern Otto Fricke arbeitete. Er wohnte unmittelbar neben uns, auf dem Künn’schen Hof. Onkel Weide war der Inbegriff des hilfsbereiten Nachbarn. Man konnte ihn zu jeder Tages- und Nachtzeit zu Hilfe holen und er wusste als exzellenter Fachmann immer das Richtige zu tun.

Nach dem Ablecken wurde der Nabel des Neugeborenen mit Holzteer desinfiziert und das Kalb erhielt möglichst bald die erste Gabe Kolostralmilch, damit es die darin enthaltenen lebenswichtigen Substanzen so schnell wie möglich aufnehmen konnte.

Früher wurden die Kälber wegen der knappen Stallfläche noch im Mistegang, unweit von ihrer Mutter angebunden. Damit sollte verhindert werden, dass sie unkontrolliert, eventuell auch von anderen Kühen, Milch aufnahmen und dadurch neben eigenen Verdauungsstörungen Erkrankungen des Euters erzeugten. Sie gewöhnten sich schnell an die Bewegungseinschränkung, zumal sie sich ja in Sichtweite ihrer Mütter befanden.

Die heutzutage aktuelle Kälberhalteverordnung verbietet das Anbinden der Kälber und schreibt Mindestmaße für Kälberboxen vor. Die Entfernung aus dem Sicht- und Hörbereich der Mutter ist aber heute die Praxis in den modernen Kuhställen.

***

Die ganze Familie war beschäftigt. Daher musste man mich als Kleinkind mit aufs Feld nehmen. Um mich abzulenken, zu beschäftigen und am Ausbüchsen zu hindern, setzte mich Vater für eine Weile auf die treue Flora, die am Wagen mit einem Strick locker angebunden war. Irgendwie muss sich der Strick gelöst haben. Flora begann zu weiden und ist dabei ganz gemütlich den Bruchberg hinunter in Richtung Hof gegangen. Ich scheine dabei fest auf ihrem Rücken gesessen zu haben.

Als Vater, der zwischenzeitlich von der Arbeit voll in Anspruch genommen war, unser Verschwinden bemerkte, ist er sofort in großer Angst ins Dorf geeilt. Er holte uns unterwegs ein und fand mich zufrieden und wohlbehalten auf dem Rücken des Pferdes. Mich hatte wohl ein Engel dort festgehalten. Vater muss ein Stein vom Herzen gefallen sein.

***

Zur Erntezeit und weiteren Arbeitshöhepunkten waren meine Eltern alljährlich auf die Mitarbeit von zusätzlichen Helfern angewiesen. Da waren einerseits zwei bis drei Frauen, die neben allen Familienmitgliedern zu diesen Zeiten beim Garbenbinden, dem „Oprapen“, Mandeln aufstellen, Kartoffeln aufsuchen, Rüben verziehen, versetzen, hacken und anderen Arbeiten, halfen. Ich denke noch heute mit Freude an Anna Meyenberg und Lenchen Peters mit ihrer Bescheidenheit, ihrer Hilfsbereitschaft und ihrem Humor zurück. Auch die Ehemänner dieser beiden, die als Eisenbahner und als Maurer ihrer Arbeit nachgingen, also nicht unbedingt vom Fach waren, halfen oft in ihrer Freizeit bei uns aus.

Foto: Rotenkamp Ochsen waren starke Zugtiere

So hatten denn an einem Augusttag Gustav Meyenberg und Karl Peters den Auftrag, Weizen vom Heidberg einzufahren. Gustav war ein kleiner, herzensguter Mann, der aber gern nörgelte und meckerte und oft ohne Grund vor sich hin schimpfte. Karl machte nie viel Worte. Der stämmige, rotbäckige Kerl war vom Bau her harte Arbeit gewohnt. Die beiden waren kinderlieb und so nahmen sie mich Dreikäsehoch auf dem Bock unseres gerade neu angeschafften Gummiwagens mit hinaus aufs Feld. Auf diese Weise brauchte mich für eine Weile niemand zu Hause beaufsichtigen.

Unser Ackerstück am Heidberg liegt höher, als die Eggenstedter Straße und hatte damals drei schräge Auffahrten von der Chaussee her. Der Weizen stand in dem Jahr im oberen Bereich mit der steilsten Auffahrt. Onkel Karl stieg auf den Wagen, um die Garben zu stapeln, die Onkel Gustav hinaufreichte. Mich hatten die beiden auf dem Bock postiert, wo auch das Ende der Leine nach jedem Weiterrücken wieder locker angehängt wurde.

Ob Gustav vergessen hatte, die Bremse anzuziehen, diese sich selbständig gelöst hatte, oder aber ich Knirps an der Leine herumhantierte, weiß ich nicht. Plötzlich gab sich Flora in Gang und steuerte auf die steile Auffahrt zu. Gustav begriff die Situation nicht schnell genug und konnte deshalb nicht mehr eingreifen. Karl saß auf dem fast voll beladenen Fuder und konnte sich oben nur krampfhaft festhalten, als Flora mit dem Gefährt den steilen Pfad zur Straße hinunter raste.

Foto: Rotenkamp bevor die Maschinen kamen

Glücklicherweise kannte sie den Weg nach Hause genau, denn wäre sie nur dreißig Zentimeter seitlich neben der Spur gefahren, wären wir sicher umgekippt. Sie ging von Trab in vollen Galopp über, um so die Schubkraft des Wagens abzufangen, nahm die Kurve elegant, ohne zu kippen und kam sicher auf der Eggenstedter Chaussee an. Genau zu dieser Zeit war der Wormsdorfer Alwin Güldner, genannt der „Middelste", auf dieser Straße zu Fuß unterwegs. Er sah, wie das führerlose Gefährt angerast kam, stellte sich beherzt mitten auf die Fahrbahn und brachte mit ausgebreiteten Armen und beruhigenden Worten das verängstigte Tier zum Stehen. Er war vielleicht unser Lebensretter.

Die Stute stand mit fliegenden Flanken vor dem Wagen, Gustav kam atemlos angelaufen und Karl ließ sich, leichenblass und leicht zitternd, vom Fuder rutschen, das unbeschadet hier angekommen war. Ich hatte mich instinktiv auf dem Kutschbock festgeklammert und war mir der Gefahr gar nicht recht bewusst geworden, in der wir uns befunden hatten. Auch hier muss es einen Schutzengel gegeben haben, der seine Hand über uns gehalten hat.

Wir fuhren im Spätherbst zum Pröbstling, um Futterrüben, landläufig „Tornix" genannt, als Futter für unsere Tiere zu holen. Es war noch völlig finster, als Schimmel und Rose angeschirrt und vor den Ackerwagen gespannt wurden. Bei der Abfahrt vom Hof war durch dichten Nebel das erste diffuse Licht des neuen Tages zu ahnen. Als wir auf dem steilen Teil des Warsleber Weges Oelzes Scheune passierten, huschte dicht vor uns etwas Dunkles über die Pflastersteine. Es war sicher ein Iltis, der in der Scheune nach Mäusen, oder am Spitzborngraben nach fressbarem Getier gesucht hatte. Er strebte jetzt seiner Höhle in einem alten Hamsterbau oder einer trockenen Drainageröhre zu.

Eine junge Schleiereule, die erst vor ungefähr vier Wochen ihr Nest verlassen hatte und noch etwas unsicher beim nächtlichen Mäusefang war, kehrte nur halb gesättigt in ihre Mauernische zurück. Sie hatte wohl die ganze Nacht größtenteils vergeblich versucht, ihren Hunger mit Mäusen zu stillen. Vielleicht fiel ihr lediglich eine Feldspitzmaus, die sich im Vertrauen auf ihre laute und aufdringliche Stimme und den unangenehmen Geruch in Sicherheit vor ihren Feinden wähnte, zur Beute.

Erst kurz vor dem Morgengrauen war es ihr noch einmal gelungen, kurz hintereinander zwei junge, unerfahrene Feldmäuse, die sie von ihrem Ansitz auf einer Esche gegenüber der Scheune erspäht hatte, zu jagen und zu verspeisen. Sie würde jetzt den Tag verdösen und die unverdaulichen Reste ihrer Mahlzeiten als Gewölle auswerfen und unterhalb ihres Ruheplatzes deponieren.

Wildtiere haben keine Furcht vor Pferdegespannen und wagen sich bis dicht an diese heran. So konnte mir Vater einiges zeigen und mit leiser Stimme viel über unsere heimische Natur erzählen. Auf dem Bullenberg, der übrigens oberhalb mit 209 Metern über dem Meeresspiegel die höchste Erhebung weit und breit ist, bogen wir nach links auf den ausgefahrenen Weg zum Pröbstling ab. Ganz plötzlich lichtete sich der Nebel.

Es schien, als ob dieser licht- und auch schallschluckende Vorhang, der sich bei unserer bisherigen Fahrt über, neben und hinter uns sofort wieder schloss, vor uns zwanzig bis dreißig Meter weit zurückgezogen worden war. Ein Fuchs schnürte ohne Hast in Richtung Distelkuhlengraben. Er hatte reichlich Beute gemacht, die Feld- und Schermäuse waren in diesem Jahr recht zahlreich. Er strebte seinem Bau zu, um dort den Tag zu verschlafen.

So schnell, wie der Nebel gegangen war, hatten wir ihn auf einmal wieder vor uns. Man hörte neben den gedämpften Geräuschen, die die Hufeisen verursachten, dem scheinbar fernen Knirschen der Räder in den Spuren und dem gelegentlichen Schnauben der Pferde nur undefinierbares Rascheln am Wegrand. Und man konnte ahnen, wie eine Unzahl von Tröpfchen zu Boden schwebte.

Wir kamen in Sichtweite des Pröbstlings und konnten neben der schwarzen Wand des Waldes rechts vom Weg die Umrisse unserer Miete erkennen, als die Sonne es zum ersten Mal schaffte, den Nebel zu durchbrechen. Die Pferde hatten die Köpfe gehoben. Vater zupfte mich am Ärmel und deutete, ohne etwas zu sagen, in die Richtung unserer jetzt unter den Sonnenstrahlen scheinbar dampfenden Futtermiete. Jetzt konnte ich es auch sehen: An unserem Futterrübenstapel, der zum Schutz vor Regen und Frost mit Stroh und Erde abgedeckt war, machte sich eine Rotte Wildschweine zu schaffen. Ich habe in meinem Leben nie wieder so viele dieser beeindruckenden Tiere an einer Stelle zu Gesicht bekommen.

Ein paar jüngere Tiere, Überläufer, wie mir Vater erklärte, waren auch dabei. Aber wenigstens zehn ausgewachsene Tiere konnte ich ausmachen, sicher Bachen. Und einen imposanten Keiler, der durch seine Größe und massige Figur sofort auffiel. Die Schweine wuselten anfangs noch hin und her, suchten nach Futter, fochten Rangkämpfe miteinander aus. Von ihren Körpern stieg Dampf auf.

Wir schwiegen und Vater hatte auch die Pferde lautlos zum stehen gebracht. Ein großes Tier hielt plötzlich inne. Stieß den bellenden Warnruf aus, den du auch von Hausschweinen kennst. Alle Sauen erstarrten für einen Moment. Schon im nächsten Augenblick war der Spuk vorbei. Uns war, als hätten wir nur geträumt. Von den Wildschweinen war nichts mehr zu sehen und nichts zu hören.

Vater deckte dann die Miete auf. Aber erst beim Beladen des Wagens, beim Zudecken der Miete und natürlich während der ganzen Rückfahrt stellte ich Fragen und konnte gar nicht genug über Wildschweine und all die anderen wilden Tiere des Waldes und der Feldflur erfahren.

***

Manchmal missachtete auch mein sonst so besonnener Vater die Gefahr. Es gab damals auch noch nicht diese detaillierten und ausgeklügelten Sicherheitsvorschriften. Im Zusammenhang mit Pferden jedenfalls war er manchmal, von außen gesehen, recht wagehalsig. Nach heutigen Maßstäben der Arbeitssicherheit wäre es zum Beispiel unmöglich, auf einer von Pferden gezogenen Grasmähmaschine mit nur einem Sitz weitere Personen mitzunehmen.

Der einzige Sitz unseres Grasmähers hatte nicht nur keine Lehne und keinen Schutz, er befand sich auch noch unmittelbar hinter den Hinterteilen der Pferde und neben dem flott arbeitenden Fingermähwerk. Mein Vater war sich sicher, dass er Schimmel und Rose stets im Griff hatte und sich absolut auf sie verlassen konnte. So durfte ich, halb auf der Deichsel stehend, halb auf seinen Knien sitzend, bei der Wiesenmahd auf diesem Vehikel mitfahren. Trotz der schwierigen Stellung war ich sehr gern dabei.

Die Arbeit begann am frühen Morgen. Die Wiesenpflanzen waren über und über mit Tautropfen bedeckt. In der Morgenkälte begannen die Pferde bald zu dampfen. Ein Schnepfenvogel flog immer wieder mit hoher Geschwindigkeit über uns hinweg und erzeugte dabei mit seinen Flügeln Geräusche, die dem Meckern einer Ziege ähnelten. Ringsherum schrien Kiebitze – wohl aus Angst um ihre Brut.

Als es etwas wärmer wurde, kamen ein paar junge Rauchschwalben und ließen sich auf den nahen Koppeldrähten nieder. Ihr Gefieder sah struppig und zerzaust aus. Ständig bettelten sie ihre Eltern an, die es bereits seit Beginn der Mäharbeiten auf aufgescheuchte Insekten abgesehen hatten. Die zahlreich im Gras vorhandenen Kerbtiere waren in der kühlen und feuchten Wiesenluft eine leichte Beute für die flinken Jäger.

Foto: Karl-Friedrich Weber Rebhühner

Ich konnte sehen, wie eine Stockente mit einer erstaunlich großen Anzahl Küken, vielleicht erst drei oder vier Tage alt, im Gänsemarsch über das abgelegte Gras der schützenden Deckung am Grabenrand zueilte.

Ein Rebhuhn schreckte neben uns hoch. Vater beobachtete aufmerksam die Umgebung, um die Zerstörung eventuell vorhandener Gelege zu vermeiden. Wenn die Pferdebremsen zahlreicher wurden und gar zu dreist Schimmel und Rose mit ihren Stichen attackierten, verstand er es, mit der Fahrleine und sogar mit der Peitsche die Quälgeister abzuwehren.

Ein Weißstorch war in sicherem Abstand gelandet und kam mit hoch erhobenem Kopf und großen Schritten vorsichtig, wie in Zeitlupe, immer näher an uns heran. Ich beobachtete, wie er geschickt Regenwürmer, Blutegel, Schnecken und Frösche auf der gemähten Fläche fing und hinunterschlang. Einmal griff er sich sogar eine fette schwarze Schermaus, die er kaum bewältigen konnte. Es war faszinierend anzusehen, wie er wieder und wieder mit seinem langen spitzen Schnabel zustieß, sie in die Luft warf und wieder auffing. Als sie endlich getötet war, brauchte er noch ein paar Versuche, um das fette Tier mit dem Kopf voran aufzufangen und zu verschlingen. Ich hätte nicht geglaubt, dass ein so großes Beutetier durch einen so dünnen Hals passt.

Wegen der unbequemen Stellung sowie zum Zwecke der besseren Erkundung der Umgebung stieg ich nach einer Weile mit Vaters Hilfe bei einem kurzen Zwischenstopp vom Grasmäher herab. Ich konnte gerade noch sehen, wie unweit das letzte Rebhuhnküken seinen Geschwistern, die nur noch durch die leichten Bewegungen einzelner Halme zu erahnen waren, folgte und im hohen Gras verschwand.

Ein Roter Milan schickte sich gerade an, auf das Tierchen niederzustoßen. Ich klatschte wütend in die Hände und der große Vogel ließ vor Schreck von seinem Vorhaben ab. Der Rebhahn, der den gefährlichen Weg seiner Kinder als Nachhut abzusichern versucht hatte, erschrak ebenfalls und war blitzschnell im Bestand verschwunden.

Ich folgte der Maschine und konnte viel Interessantes entdecken. Freigemähtes Getier - Würmer, Frösche, Mäuse - retteten sich blitzschnell unter das rettende Schwad. Ab und zu fand der Storch doch noch eine Maus, oder der Milan schoss herunter und flog mit einem Regenwurm im Schnabel davon. Einmal sah ich, dass ein großer grüner Grasfrosch von einem der schweren Eisenräder der Mähmaschine überrollt wurde. Ich wollte ihm sofort zu Hilfe eilen und erkannte, dass er schwer verletzt war, aber noch zappelte. Der weiche Wiesenboden hatte nachgegeben und ihn davor bewahrt, sofort zerquetscht zu werden. Vater, der auf meine Rufe hin die Pferde anhielt und zu mir kam, konnte mir nur die traurige Mitteilung machen, dass dem Lurch nicht mehr zu helfen war. Als ich noch nach einer geeigneten Stelle für ein Grab suchte, war plötzlich der Storch da und verschlang das arme Tier. Ich zog traurig von dannen.

Ich hatte an dem Tag keine Lust mehr, bei Vater und den Pferden zu bleiben.

***

Ich musste natürlich auch zur Schule gehen und hatte auch sonst meine Aufgaben zu erfüllen. Aber ich war schon von klein auf sehr naturverbunden und es gab ja damals weder Fernsehen, noch Computer oder Telefon. Ich habe mich tatsächlich sehr gern in Feld und Wald herumgetrieben. Ja, ich habe mit einem Freund nach dem Lesen von Naturbüchern regelrechte Expeditionen geplant und vorbereitet und mit unseren Mitteln durchgeführt. In den Horstwiesen haben wir Pflanzen und Tiere bestimmt, haben Brutstätten entdeckt und oft nur mit dem Fernglas betrachtet, um die Tiere nicht zu stören. Kiebitze waren damals noch sehr häufig; wir haben die heute so seltenen Greifvogelarten Rohr-, Wiesen- und Kornweihe beobachtet, das Schnarren des Wachtelkönigs gehört, die kurzen Fluchten und das neugierige Verhalten des Braunkehlchens und den schnellen, schwirrenden Flug der Himmelsziege gesehen.

Im Obersten Bruch, der damals infolge der Beweidung mit Schafen noch eine Heidelandschaft war, galt unser Interesse vor allem Reptilien und Amphibien. Zauneidechse, Blindschleiche und Ringelnatter waren dort mit etwas Geduld gut zu beobachten. In den Teichen lebten Kamm- und Teichmolch und sogar der seltene und für unsere Gegend untypische Bergmolch.

Foto: Karl-Friedrich Weber *Salzwiesen bei Wormstorf*

An einem Teich entdeckten wir einmal eine ganz absonderliche Vogelbrutstätte: Der Sturm hatte eine alte Weide am Ufer umgestoßen. Während der Baum zur Hälfte im Wasser lag, war durch das Herausreißen des Wurzelballens eine Halbhöhle entstanden. In dieser Höhle, quasi unterirdisch, hatte sich zwischen abgerissenen Wurzeln ein Amselpärchen ein Nest gebaut und vier Jungvögel ausgebrütet. Wir bangten um die Kleinen, weil das Nest für viele Feinde erreichbar war und freuten uns bei jedem Besuch, dass sie noch am Leben waren. Mit großer Erleichterung konnten wir dann feststellen, dass sie flügge geworden waren und ausflogen. Die Jungvögel ließen sich noch einige Zeit von ihren Eltern in der Nähe des Nistplatzes füttern, kehrten aber nie wieder in das Nest zurück.

In der Aller verfolgten wir das überaus interessante Balzverhalten eines kleinen Fisches, des Dreistachligen Stichlings. Bei dieser Art baut das zur Paarungszeit bunt gefärbte Männchen ein Nest, lockt vorbeischwimmende Weibchen zum Ablaichen heran und beschützt und pflegt nach dem Befruchten sowohl die Eier, als auch die später schlüpfenden Jungfische.

Auch andere Fischarten, wie Neunstachliger Stichling, Bitterling oder Plötze, sowie Gelbrandkäfer, Libellenlarven und Kleinkrebse wie zum Beispiel die Kiemenfüße, wurden von uns mit großer Intensität gesucht und beobachtet. Der Pröbstling mit seinem Haarwildbestand und Kleinsäugern, teilweise recht seltenen, wie Haselmaus oder Rötelmaus, erregte auch sehr unser Interesse. Wir beobachteten Ringel-, Hohl- und Turteltauben, sehr viele Singvogelarten, auch den heute kaum noch anzutreffenden Pirol und sogar den Wiedehopf.

Foto: Ackerbauern aus Rotenkamp

Großen Spaß haben mir auch immer die Feldarbeiten mit dem Pferdegespann bereitet. Wenn man im Frühling bei angenehmen Temperaturen den Winteracker aufeggt, oder Getreide walzt, oder striegelt und mit den Pferden den ganzen Tag seine Runden dreht, ist man am Abend zwar auch rechtschaffen erschöpft. Aber man kann seinen Gedanken nachhängen und die wunderschöne erwachende Natur beobachten. Die wilden Tiere fürchten sich überhaupt nicht vor dem sich langsam und gleichmäßig bewegenden Gespann. Man sieht Hasen und ihre Jungen, Rehe und manchmal Damhirsche. In der Ferne einen Fuchs, hört die Lerchen trällern und bekommt Rebhühner, Wachteln und allerlei Singvögel zu Gesicht. Krähenvögel und Störche folgen dem Gespann und suchen ihre Nahrung. Und in der Höhe ziehen Milan und Bussard majestätisch ihre Kreise, während der Falke rüttelnd nach Beute Ausschau hält.

Oder wenn im Herbst die Rüben gerodet, die Kartoffeln geschleudert und die Stoppelfelder geschält werden. Der Hund, der manchmal dabei ist, jagt nach Feldmäusen, Schermäusen, oder Hamstern. Der Himmel ist so hoch, wie sonst nie im Jahr. Wildgänse und Kraniche ziehen in ihren typischen Flugformationen nach Süden. Man hört ihre melancholischen Rufe und fliegt in Gedanken mit ihnen. Über die Alpen, das Mittelmeer, bis nach Afrika.

***

Eines Morgens kamen die Leute von der LPG auf unseren Hof, unsere Tiere abzuholen. Am einfachsten war der Abgang der Schafe. Unser Dorfschäfermeister Erich Ohr führte die Tiere der Einzelbauern ohnehin gegen Entgelt in der LPG – Herde. Die Tiere gingen also morgens ganz normal vom Hof, kamen aber abends nicht wieder, sondern wurden mit der großen Herde in den LPG – Stall gesperrt. Schwieriger wurde es mit den Schweinen. Zum Glück blieben zwei von ihnen als Eigenbedarf im Stall.

Die Mastschweine wurden mit ‚viel Hallo' vom Hof getrieben und gemeinsam mit Tieren von anderen Bauern in Großbuchten der LPG eingestallt. Dort kam es zu schweren Rangkämpfen mit ernsten Verletzungen und angeblich auch Todesfällen. Den Zuchtsauen

erging es nicht viel besser. Am traurigsten war der Weggang unseres Großviehs. Von unseren Kühen verließ als erste Jutta, unsere Leitkuh, den Stall, die schwarze mit Jersey-Blut. Sie hatte mit hohen Fettprozenten die beste Milchleistung unseres Bestandes erbracht. Dann folgten fünf weitere. - Irene, Gitta, Emmi, Herta und Lotte - wie sie alle hießen. Eine tragende Färse mit 251 kg Lebendgewicht und ein Jungbulle, der 165 kg auf die Waage brachte, wurden später penibel im Übernahmeprotokoll für Inventarbeiträge vermerkt. Die Unterschriften auf diesem Protokoll, Vorsitzender, Hauptbuchhalterin und Viehbrigadier, kann ich noch genau zuordnen. Und ich weiß auch, wie mancher Verantwortliche aus der damaligen Zeit sich später, nach der grundsätzlichen Veränderung der politischen Verhältnisse, über die LPG und über sein Verhalten geäußert hat – oder aber von alledem nichts mehr wissen wollte.

Eine Kuh, ein junges rotbuntes Tier, das Vater vom Bauern Jäger in Bregenstedt, einem bekannten Milchviehbetrieb, gekauft hatte, durften wir für den Eigenbedarf behalten. Als die Pferde abgeholt wurden, gingen wir alle ins Haus. Fremde Hände öffneten die Stalltür, schirrten die Tiere an und führten sie vor unserem großen Gummiwagen, den ebenfalls die LPG übernahm, vom Hof. Schimmel und Rose waren weg.

***

Einen großen Auftritt sollten die beiden in ihrer alten Heimat noch haben, den ich nie vergessen werde. Es war im Herbst. In der zweiten Hälfte der sechziger Jahre. Die Fuhrwerke der LPG, Traktoren und Gespanne, waren bereits seit mehreren Tagen damit beschäftigt, den Mist für die bevorstehende Winterfurche auf die Felder zu transportieren. Die Traktoren räumten den Dung am Offenstall und fuhren die größeren Höfe an. Von den kleineren Höfen, zu denen unser gehörte, erfolgte die Abfuhr mit Pferdegespannen. Die Handarbeitsbrigade half beim Beladen der Fuhrwerke.

An einem Vormittag kam man auch zu uns. Das Hoftor wurde durch einen Arbeiter geöffnet. Das erste Gespann fuhr auf den Hof und wurde direkt am Misthaufen platziert. Zwei oder drei Handarbeitskräfte beluden zusammen mit dem Kutscher den Wagen. Zwei weitere Pferdewagen folgten. Abwechselnd rollten sie mit ihrer Last davon.

Eines dieser Gespanne war Willi Gehrecke mit unseren Pferden. Am Nachmittag war der Mist bis auf einen kleinen Rest abgefahren. Franz Grube und Hannes Meier fuhren voll beladen vom Hof. Um die letzte Fuhre zu laden, lenkte Willi Gehrecke sein Gespann in die Mistkuhle hinein und gabelte zusammen mit den Helfern die durchfeuchtete unterste Schicht auf den Gummiwagen. Als der Wagen voll war, gingen die Handarbeiter vom Hof, um eventuell ihren Kollegen auf den anderen Beladestellen noch zu helfen.

Willi kratzte das an den Seiten überhängende Material mit seiner Gabel ab und warf es in hohem Bogen auf die voll beladene Fuhre. Anschließend verstaute er sein Arbeitsgerät auf dem Wagen, stieg auf den Bock und gab den Befehl zum Start. Die Tiere, in die Jahre gekommen und harte Arbeit nicht mehr gewohnt, zogen an, konnten das schwere Gefährt aber nur ein kleines Stück voranbringen. Die Reifen versanken im feuchten Untergrund und vor ihnen baute sich bei jeder Bewegung eine neue Mistbarriere auf, die das Rollen der Räder verhinderte.

Willi stieg ab, besah sich seinen Wagen von allen Seiten, schimpfte über die große Fuhre, den feuchten Untergrund und die faulen Gäule und startete einen neuen Versuch. Diesmal zogen die Pferde infolge seiner Unruhe nicht gleichzeitig an und das Gefährt bewegte sich

überhaupt nicht von der Stelle. Es folgten noch mehrere Versuche, bei denen der Gespannführer immer ungehaltener und nervöser wurde und die Pferde anschrie und an den Zügeln riss. Aber es gelang meistens nur, den Wagen jeweils ein Stückchen vorwärts zu bewegen. Dabei sanken die Räder immer tiefer in den Schlamm und blieben schließlich vor der Bordkante aus Pflastersteinen, die die Mistkuhle begrenzten, ganz stehen.

Jetzt, festgefahren und kurz vor Feierabend, rastete der Mann völlig aus und riss brutal mit der Leine am Gebiss der Tiere. Als auch das nicht half, nahm er seine Gabel vom Wagen und prügelte damit auf die Pferde ein. Schimmel und Rose waren schweißnass, völlig nervös und ängstlich und zu keiner koordinierten Leistung mehr fähig. Vater war krank und lag in seinem Bett. Er hatte sich sicher auch zurückgezogen, um den Leuten von der LPG möglichst nicht zu begegnen. Meine Eltern nutzten damals das Zimmer im Erdgeschoss rechts neben der Haustür als Schlafzimmer. So war es für ihn bequemer, sich am Tage zwischendurch mal ins Bett zu legen.

Vater wurde durch den Lärm auf die Situation aufmerksam und beobachtete durch die Gardine, wie Willi immer heftiger reagierte, aber der Wagen nicht zu bewegen war. Als er die Gardine wegzog und das Fenster öffnete, hörte der Kutscher auf zu schreien und die Tiere zu drängen. Er schämte sich wohl für sein Unvermögen und sein Verhalten. Vater übersah sofort die Situation und sprach ihn an. Willi wollte ausspannen und Hilfe holen. Vater schlug ihm vor zu warten und die Tiere sich erst einmal beruhigen zu lassen. Er rief Schimmel und Rose mehrmals beim Namen und redete ruhig auf sie ein.

Tatsächlich spitzten die alten Tiere die Ohren und beruhigten sich beim Klang der vertrauten Stimme, die sie so lange nicht mehr gehört hatten. Vater holte aus der Küche ein paar Brotstückchen, streckte sie aus dem Fenster und steigerte damit noch die Aufmerksamkeit der Tiere. Seine ruhigen, wohlbekannten Befehle brachten die Pferde dazu, sich in alter Manier in Position zu bringen. Er sprach zuerst Schimmel und dann Rose an und als er merkte, dass sie noch einmal bereit waren, gab er den Befehl, anzuziehen. Er feuerte sie an wie in alten Zeiten, wenn er die letzten Reserven der Tiere mobilisieren wollte. Und die treuen Tiere legten sich ins Zeug.

Im gleichen Takt spannten sie langsam ihre Muskeln. Sie machten sich ganz klein. Funken flogen, als die Hufeisen auf dem Pflaster Halt suchten. Und das Unmögliche geschah: Nur durch seine Stimme, ohne Leine, ohne die Tiere zu berühren, brachte er sie dazu, den schweren Wagen aus der Grube zu ziehen. Sie gingen auf ihren altbekannten Herren zu, blieben vor seinem Fenster stehen und nahmen aus seiner Hand ein Stück Brot als wohlverdienten Lohn entgegen. Willi war beschämt und gerührt zur Seite gegangen und sah zu, wie der kranke Mann seine alten Gefährten lobte und kraulte und streichelte.

Auch Joachim Giermann (geboren 1928) aus Helmstedt erinnert sich.

Jetzt, im Monat Mai, hätte er Saison, der Maikäfer, der unsere Kindertage mit Freude und Begeisterung bereicherte. Morgens auf dem Weg zur Schule sammelten wir sie unter den Laternen und den dicken Lindenbäumen auf dem Wall ein. Sie kamen in eine mit Luftlöchern versehene Zigarrenkiste oder einen Schuhkarton, fest mit einem Gummiband geschlossen, innen aber schon mit grünen Blättern ausgestattet. Während wir während des

Unterrichts über die Hefte gebeugt schrieben, hörten wir voll unruhiger Freude das Kraspeln und Rascheln aus den Kartons. In der großen Pause dann zeigten wir uns gegenseitig die Krabbeltiere, liebten sie mit den dicken, glatten, braunen Körpern, den sensiblen Fühlern und den kräftigen, kratzigen Beinen, ließen sie auf unseren Nasen spazieren und tauschten sie untereinander aus. Denn es gab verschiedene Ausführungen. Ich erinnere mich dass es den „Müller“ und den “Kaiser“, aber wahrscheinlich noch andere Sorten gab. Wir begutachteten die Zeichnung an den Seiten und bewunderten die Flügel unter der harten Rückendecke, die so zart aussahen und doch den massigen Körper leicht in die Luft hoben. Am leichtesten fanden wir die Tiere am Morgen oder am Abend. Morgens lagen sie unter den Bäumen, wenn in der nächtlichen Kühle ein Windstoß sie von den Bäumen geweht hatte und abends, wenn sie an die Gaslaternen der Straßenbeleuchtung oder, noch schöner und lustiger, mit leichtem Brummton in die offenen, erleuchteten Fenster geflogen kamen. In den dreißiger Jahren galten sie als Schädlinge. Ich erinnere mich, dass wir als Schüler sie im Elz sammeln mussten. Wenn Reinhard Mey singt: “Es gibt keine Maikäfer mehr“, so zeigt das, wie wir sie liebten und nicht vergessen haben.

Foto: Karl-Friedrich Weber Raupe des Wolfsmilchschwärmers

Ich nehme die Gelegenheit wahr, noch über zwei andere meiner Sommerlieblinge zu berichten. Da waren die Hainschnirkelschnecken mit ihren mehrfarbigen Häusern, die ich im großen Garten meines Patenonkels hinter der Stadtmauer sammelte, um sie dann im eigenen Garten anzusiedeln, jedes Jahr aufs Neue. Noch wusste ich nicht, warum es ihnen bei Onkel und Tante besser gefiel.

Viel aufregender aber waren die Raupen an den Büschen der Wolfsmilch. Auf FamilienspaziergängenS und Ausflügen waren sie mein Augenmerk. Die Pflanzen wuchsen wild in Gräben und am Waldrand. Im Juni waren dicke, glatte Raupen ihre Bewohner. Deren Farben waren bunt und fröhlich. Es war ein angenehmes kühles Gefühl, sie in der Hand zu halten, obgleich sie sich mit einem Klecks bräunlichen Safts revanchierten. Noch heute im Jahr 2020 beuge ich mich über den Wolfsmilchbusch am Wege, aber die glatten, runden, bunten Freunde meiner Kinderzeit sind weg.

Ulrike Janze, Seniorin aus Ahmstorf im Landkreis Helmstedt schrieb diese kleine Geschichte:

Ich möchte gern einen Beitrag zu obigem Aufruf schreiben. Der insofern mit der Natur zu tun hat, dass man damals Vieles, was entsorgt werden sollte in eine Kuhle hinter dem Grundstück geworfen hat. Wie aus dem folgenden Beitrag ersichtlich, gab es manchmal Abnehmer dafür. Es gab zwar nicht diese schwere Umweltsünden wie heute, aber einige kleine.

Zu diesem Beitrag haben mich meine Enkeltöchter jetzt 6 und 9 Jahre alt inspiriert. Vor drei Jahren haben hinter unserem Grundstück in Ahmstorf unsere neuen Nachbarn mit dem Bau ihres Hauses begonnen. Der schönste Abenteuerspielplatz war in der Bauphase für unsere beiden Mädchen, gemeinsam mit dem etwa gleichaltrigen Sohn der Bauherren,

die aufgeschüttete Erde. Stundenlang konnten die drei mit einem Eimer und einer Schaufel bewaffnet die Erdhügel durchwühlen. Unvorstellbar, was da alles zu Tage kam, bunte Glasscherben, farbige Flaschen, alte Töpfe, Fliesen, Nägel, Hufeisen, schöne Steine und auch Knochen……, in der Fantasie der Kinder „Dinosaurierknochen“ Schon damals habe ich mich an meine eigene Kindheit erinnert. Denn genau an der Stelle war eine von etlichen privaten Mülldeponien, zu diesem Grundstück gehörte eine Schmiede.

Ich bin Jahrgang 1949 und in Ahmstorf aufgewachsen. Als ich etwa in dem Alter meiner Enkelkinder war, ging man zum Spielen auf die Straße. Man hat immer jemanden gefunden, mit dem man Spielen konnte. Zu meinem Freundeskreis zählten sechs Mädchen, (von denen ich mit vier immer noch befreundet bin, die sechste ist leider jung verstorben) Diverse Ballspiele, Seilspringen und Völkerball, Rollschuhlaufen konnten wir einfach auf der Straße.

Autos fuhren kaum. Aber zu unserem schönsten Spiel zählte das Spielen in unserer Bude, wobei Bude viel zu hoch gegriffen war, denn die sogenannte Bude bestand aus einer Wand in der Ecke unseres elterlichen Grundstücks. Mit Steinen und Brettern, die wir damals überall gefunden und zusammengesucht haben, haben wir die Räume für unsere Spielwohnung abgeteilt. Kisten wurden zu Möbeln umfunktioniert. Manchmal fanden wir auch Hocker oder einen alten Stuhl. Das Geschirr für unseren Hausstand fanden wir in den Grundstückeigenen „Schuttkuhlen“. Mülltrennung und Abholung gab es damals ja nicht, und alles was ausrangiert werden musste, wurde hinter dem eigenen Grundstück entsorgt. Was wir alles für Schätze dort fanden: Schüsseln, Kannen, Töpfe und Teller aus Blech, natürlich mit einem Loch, sonst hätte man diese Gegenstände ja nicht entsorgt, aber auch Porzellanscherben, teilweise auch von gutem Geschirr, und natürlich Flaschen, manchmal auch Bierflaschen mit Bügelverschluss.

Wir spielten den ganzen Sommer über in unserer „Bude“ Familie. Es wurde gekocht, gewaschen, und geputzt. Besonders toll war es im Mai, da war bei uns im Dorf Schützenfest und es wurden noch Girlanden aus Tannengrün gebunden, die von Haus zu Haus über die Straße gingen. Buntpapier in Streifen geschnitten wurde an den Girlanden als Schmuck befestigt. Wenn die Girlanden abgenommen wurden, konnte man mit den Buntpapierstreifen Wasser färben. Das war dann Saft, Wein oder Bier. Wir übten schon für unser späteres Leben als Hausfrau und Mutter, wie es uns zur damaligen Zeit von unseren Eltern vorgelebt wurde. Der Vater war immer zur Arbeit. Jungens spielten solche Spiele nicht, das war eine reine Mädchenangelegenheit. Nicht immer haben wir uns vertragen, es kam auch mal zu Streit, weil jede mal die Mutter sein wollte, und nicht immer einigten wir uns mit der Zuteilung der Rollen, dann sind wir auch schon mal mit einem Handwagen umgezogen, genau wurde dann der Hausrat aufgeteilt. Jede wusste welche Scherbe und welcher Topf von ihr mit in den Hausstand gebracht wurde. Aber lange hielt so ein Zerwürfnis nicht an, denn man stellte fest, dass man mit sechs Mädchen besser spielen konnte als mit zwei, und so haben wir ganz schnell wieder Frieden geschlossen und sind zurückgezogen oder die anderen sind in das neue Domizil gezogen.

Ein Handy gab es nicht, verabredet haben wir uns, wenn wir von der Schule, die noch im Dorf war, nach Hause gingen. Eine Armbanduhr besaßen wir auch nicht, aber die Turmuhr im Dorf hat uns verlässlich die Uhrzeit angezeigt. Sie hat, glaube ich, alle Viertelstunde, aber auf jeden Fall zur vollen Stunde geschlagen. Unsere Eltern haben sich nicht um uns gekümmert. Um 18 Uhr sind wir zum Essen gegangen und im Sommer, wenn es schön war, noch einmal zum Spielen auf die Straße, in den Ferien bis es dunkel wurde.

Dann waren auch die größeren Kinder und Jugendlichen dabei. Meistens wurde dann Völkerball gespielt.

Zu der Zeit gab es in Ahmstorf noch eine Molkerei und etliche Höfe mit Milchkühen. Vor den Höfen stand eine Milchbank. Auf die wurden am Morgen die vollen Milchkannen gestellt und von der Molkerei mit einem Pferdewagen abgeholt und später leer wieder zurückgebracht. Manchmal war auch Magermilch oder Molke in der Kanne, die hatten die Bauern bestellt, um damit ihre Schweine zu füttern. Auf diesen Bänken trafen sich die jungen Erwachsenen, wenn sie Feierabend hatten, zumeist Angestellte von den Bauernhöfen. Damals sagten man Knecht und Magd zu ihnen. Es wurde erzählt, gelacht und auch mal gestritten, es war jedenfalls immer Leben auf der Dorfstraße, im Gegensatz zu der heutigen Zeit. Wenn ich heute durch mein Dorf gehe, ich lebe noch immer in Ahmstorf, ist das Dorf Menschenleer.

Michael Mohri hat uns einen besonderen Eindruck von seiner Heimat vermittelt.

Erinnerung an die Natur des letzten Jahrhunderts

Ich (geboren am 01.08.1951) habe meine Kindheit auf Burg Waldeck im Hunsrück verbracht. Mein Elternhaus (heute Mohrihaus genannt) stand am Waldrand auf dem sogenannten „Turmfeld“ oberhalb der Ruinen der „Trutzburg“ und des Schlosses Waldeck. Das einzige andere Haus, das sogenannte Säulenhaus, stand gegenüber. Zwischen den Häusern bewirtschafteten meine Eltern - mein Vater war gelernter Landwirt - den riesigen Bauerngarten, die Wiese diente unseren (angepflockten) Kühen zeitweise als Weide, dazu pflügte mein Vater einen Acker, der von einigen Obstbäumen begrenzt wurde. Nach drei Seiten wurde das Turmfeld vom bewaldeten Baybachtal und dessen ebenfalls bewaldeten Seitentälern begrenzt. Auf der Südostseite stieg der Wald zur Hochfläche an, wo mein Vater auf gepachteten Flächen ebenfalls Landwirtschaft betrieb. Über diese Höhen führte mein Schulweg zur „Katholischen Volksschule“, einer „Zwergschule“ (8 Klassen in einem Raum) des ungefähr 4 km entfernten Hunsrückdorfes Dorweiler.

Mein weitergereister Vater - er hatte als Mitglied des „Nerother Wandervogels“ zwischen den Kriegen fast alle Weltteile durchquert - hielt diese Gegend im Vorderhunsrück für den schönsten Punkt unseres Heimatplaneten. Die fantastische Natur, die herrliche Landschaft und die Pracht der Jahreszeiten dienten ihm als Begründung. Ich musste ihm Recht geben!

Das Jahr begann mit den Mistelzweigen, mit denen unsere Mutter das Wohnzimmer schmückte. Seidelbast, Osterglocken, Maiglöckchen lösten sich ab. Unvergesslich die Blumenaltäre, die mit Sommerblumen geschmückten Wege, die Blumenkränze im Haar der Mädchen, die Blumen in ihren Körbchen am Fronleichnamsfest. Die Wiesen waren Meere aus Blumen, höheres Gras wuchs nur um die wenigen Kuhfladen herum. Mein Onkel schenkte meiner Mutter einen riesigen Wiesenblumenstrauß. Als sie ihn in die Vase stellen wollte, stellte sie fest, dass darin zwei Forellen steckten, die er im Baybach gefangen hatte. Die Wälder, die Steilhänge, die Felsen, die Schieferhöhlen, die Ruinen des Baybachtals und seiner Seitentäler bildeten die berauschende Kulisse des Abenteuers meiner Kindheit und Jugend.

Foto: Karl-Friedrich Weber wenn der Klatschmohn blühte

Wie sehr wünschte ich den Kindern von heute eine solche Zeit!

Im Frühjahr führte der Bach Hochwasser, die Stämme einer abgerissenen Brücke dienten meinem Bruder, einem Freund und mir als Floß. Im Sommer suchten wir in den tiefen, dunklen Buchten des Baybachs die erquickende Kühlung. Im Herbst erfolgte ein Umschwung in der Luft, den man riechen, ein Umschwung in den Farben, den man sehen, ein Umschwung in der Atmosphäre, den man fühlen konnte: Altweibersommer, Nebel, Sturm...

Die Winter waren eiskalt und schneereich. Zu Weihnachten wurden zuerst Kerzen an einer kleinen Fichte angezündet, am Wegesrand hinter dem Kuhstall. „Für die Tiere des Waldes“, sagte mein Vater. Dann wurden die Haustiere gefüttert, und erst am Ende durften die Kinder das Weihnachtszimmer betreten, das verzaubert war vom Licht des Tannenbaums.

Im Winter schloss der Lehrer manchmal die Schule ab und sauste mit seinen Schulkindern die Schlittenwiese am Dorfrand hinunter. Am 6. Januar zog ich mit zwei anderen Dorfkindern, verkleidet als die heiligen drei Könige, von Haus zu Haus. Wir sagten unseren Spruch auf, schrieben „20 C+M+B 18 auf die Haustüren, wir bekamen Plätzchen, manchmal Geld geschenkt, durch die Nacht glitt ich auf den Holzskiern meines Vaters nach Hause. Mit gelockerter Kette als „Langlaufski“, mit gespannter Kette als „Abfahrtski“. Das Knirschen des Schnees, der riesige, kalte Sternenhimmel, die tiefen Schneewehen, die schneeummantelten, völlig veränderten, Furcht einflößenden Baumriesen, all das bildete meine Begleitung.

Es gab keine Ferien. Im Sommer war Erntezeit, die Herbstferien hießen „Kartoffelferien“. Mein Vater pflügte mit Panjepferden, später spannte er unsere beiden Kühe vor den Pflug, vor die Egge, vor den Heuwagen. Mit einem Band um den Hals befestigte er die Emailleschüssel mit dem Saatgut, schritt über das Feld und säte mit der Hand. Mein Bruder und ich trotteten hinterher und sammelten die Steine in alten Metalleimern, die aus dem Boden quollen. Bei der Ernte half jeder jedem. Zur Mittagszeit breitete man die Vesperdecke aus am Feldrand: Käse, Wurst, Hunsrücker Brot und Wasser, bescheidene und doch unfassbar gut schmeckende Köstlichkeiten unter der heißen Sonne des Monats August. Der Heuschober über dem Kuhstall ist zum Toben geeignet, aber nicht ungefährlich: Eines Tages schoss mein Bruder durch die dünne Heraklithplatte zwischen zwei Holzbalken - und landete zu seinem Glück -im Wassereimer einer Kuh!

Foto: Rotenkamp *Erntezeit*

Alles wurde geerntet: Walderdbeeren, Himbeeren, Brombeeren, Brennnesseln (Spinat), Sauerampfer (Suppe), Bucheckern (Öl)...Alles wurde „eingemacht“, die „Speisekammer“ füllte sich. Auch mit Schinken (im Rauchfang), mit Blutwurst, mit Leberwurst. Im Herbst wurde eine „Wutz“ geschlachtet: Betäubung mit dem Vorschlaghammer, die Seite wurde mit dem Messer geöffnet, das Blut rann in die Schüssel, die ich hielt. Von Scheu keine Spur...

Foto: Karl-Friedrich Weber *Schwalbenschwanz auf Natternzunge*

„Die Erinnerung ist das einzige Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können“, schrieb einst der Dichter Jean Paul. Die Erinnerungen an meine Kindheit sind so zahlreich, dass sie ein Buch füllen würden. Jeder für immer verschwundene Waldpfad (ich meine den richtigen, gewundenen, von Nadeln oder Blättern bestreuten Pfad, der vorbeiführt an Felsen, Schluchten, Wasserfällen, klaren Bächen und dunklen Höhlen), jede geschotterte Forstautobahn, jeder von der Forst- oder Landwirtschaft verwüstete Landstrich, das allmähliche Verschwinden der Jahreszeiten im Zuge der Klimakatastrophe gibt mir einen Stich ins Herz.

Wir haben einst unsere Eltern gefragt: Was habt ihr getan zwischen 1933 und 1945?

Ich hatte Glück: Meine Mutter (Jahrgang 1930) war zu jung, mein Vater (Jahrgang 1906) weilte in Afrika.

Was antworte ich meinen Enkelkindern (3 bisher), wenn sie mich fragen: Was habt ihr getan zwischen 1945 und heute?

****

Ich antwortete Herrn Mohri nach Eingang seiner Erzählung:

Lieber Herr Mohri,

ganz herzlichen Dank für Ihre spontane Bereitschaft, uns ein Fenster in die Zeit Ihrer Erinnerungen zu öffnen. Es ist ein wertvoller Beitrag für unseren Versuch, die Geschichte dieser Zeit mit ihren alltäglichen Erscheinungen aus der Erinnerung vieler Menschen zu erzählen.

Die Nerother Wandervögel, zu denen Ihr Vater gehörte waren mir in den fünfziger Jahren ein Begriff, als ich (Jahrgang 1944) der bündischen Jugend angehörte (Deutsche Jungenschaft vom 1.11.1917), deren Führer, sofern sie die Verfolgung im dritten Reich überlebt hatten, versuchten, an die alte Tradition anzuknüpfen.

Mit herzlichen Grüßen

Karl-Friedrich Weber

Hans Manhart, Goslarer, Kunsterzieher am Gymnasium im Ruhestand, Maler und Pilzsachverständiger beschreibt seine frühe Welt in der Kindheit und Orte, die mir aus meiner Heimatstadt Goslar selbst intensiver Erinnerung sind.

Wie ich als Kind Natur erlebte

1952 wurde ich in Goslar geboren, habe später während des Studiums und danach 25 Jahre in Braunschweig gelebt. Nun wohne ich schon seit über 22 Jahren in Bad Harzburg.

Wenn ich mich an die Landschaft meiner Kindheit erinnere, also ungefähr in der Zeit von 1959-1965, dann sehe ich im Goslarer Trüllketal Wiesen, die im Frühsommer kniehoch voller blühender Wiesenmargeriten standen. Man lief eigentlich durch schneeweiße Blütenteppiche, mitunter wechselte die Farbe zu Gelb, dann wuchsen auf etwas fetteren Standorten soweit das Auge reichte Butterblumen und Sauerampfer.

Foto: Karl-Friedrich Weber *Margeritenwiese*

Dort wo Quellaustritte in der Wiese waren, blühten das gefleckte Knabenkraut in großen Beständen und Sumpfdotterblumen, Vergissmeinnicht und wilde Pfefferminze. Hier fanden wir auch jede Menge Grasfrösche und Erdkröten.

K.F. Weber Erdkröte

An der schnell fließenden Trüllke setzte sich die botanische Üppigkeit fort. Das war mein Kinderparadies und zusammen mit meinem Vater hielt ich mich dort oft an Sommerabenden auf, wenn die Hitze nachließ.

Dann wurde der Bach angestaut, ein altes Eisenrohr bildete den Ausfluss, und mein Vater installierte darunter ein perfekt selbstgebautes kleines Wasserrad. Mich interessierten auch die Köcherfliegenlarven unter den Steinen im Wasser, die aus kleinen Sandkörnern und Steinchen sich ihre Unterwasserbehausung gebaut hatten, weniger die Blutegel, die man sich auch einfangen konnte, wenn man im Wasser stehend nicht aufpasste. Man sah jede Menge von Kuckuckslichtnelken, die wir Kinder Wedelblume nannten, Vergissmeinnicht, Pfefferminze, Baldrian, später im Sommer auch Mädesüß.

Durch etliche Dachschieferbrüche, die teilweise bis ins 19. Jahrhundert noch am Stein- und Nordberg existierten, waren viele kleine Halden mit Wissenbacher Schiefer am Rande des Trüllketales aber auch am Steinberg ideale Standorte für Thymian, jede Menge Walderdbeeren, die wir sonnenwarm direkt in den Mund pflückten, Mauerpfeffer, Kleiner Wiesenknopf, Fingerkraut, Hauhechel, Hopfenklee, Rot- und Weißklee oder die Gemeine Kreuzblume. An den Wegändern wuchs das Gewöhnliche Stiefmütterchen, Viola tricolor, mit seinen hübschen Blüten.

Foto: Karl-Friedrich Weber Pfirsichblättrige Glockenblume

Spannend fand ich auch eine Wiese, die längere Zeit landwirtschaftlich nicht genutzt wurde und die wie ein Streuselkuchen hunderte von Ameisenhaufen aufwies. Für mich als Kind war es natürlich reizvoll sich dessen Bewohner mal näher anzusehen. Mitunter lebten in den Bauen dort winzige gelbe und größere weiße Wiesenameisen, rotbraune und stumpf dunkelbraune. Ich habe nie wieder danach so einen großen Artenreichtum an Ameisen gesehen, heute findet sich auf dieser Wiese kein einziger Ameisenhaufen.

Jedes Jahr standen die Schieferhalden gelb voller Habichtskräuter, Ginster und Johanniskraut.

Im Sommer blühten an trockenen Wiesenrainen Feuernelke, Wiesenglockenblume, Fingerkraut, Hornklee, Taubenkropf, der Gemeine Natterkopf und die Wiesen-Skabiose, um nur einige Blütenpflanzen zu nennen. Auch das Zittergras gab es dort reichlich. Im Frühjahr wuchsen die Echte Schlüsselblume und das Wiesenschaumkraut in großen Beständen auf den Wiesen und ich erinnere mich oftmals Sträuße sowohl der Früh- als auch der Sommerblüher gepflückt zu haben.

K.F. Weber Wiesenschaumkraut

Es gab genug und das Bewusstsein einer Gefährdung oder Rückläufigkeit war überhaupt nicht da. Auf den Wiesen des Rabenkopfes, des Steinberges und des Trüllketales weideten damals, eingezäunt, noch Kühe, durchzogen Schafe und Ziegen die weitläufigen Triften. Kein Kunstdünger wurde bis in die frühen 60er Jahre in die Wiesen verbracht.
Es gab in jener Zeit noch einen Feldhüter, der regelmäßig seinen Gang durch Wiesen und über Felder machte, nach dem rechten guckte und uns Jungens manchmal derb ins Gebet nahm, wenn unsere Asthütten unter den Holunderbüschen zu groß wurden.

Erst als die mineralische Düngung vorgenommen wurde, die Tiere im Stall blieben oder- abgeschafft wurden, verging im Nu dieser üppige Blütenzauber. Ich erinnere mich an den Schieferweg. Dort, wo später Teiche im Talgrund an der Nordseite des Steinberges angelegt wurden, hörte man spätnachmittags und abends den Ruf der Glockenfrösche. So nannten wir die Geburtshelferkröten, die es heute dort schon lange nicht mehr gibt.

Foto: Karl-Friedrich Weber Blick über die Altstadt von Goslar auf die Steinbergwiesen

Auch die Bergmolche, die sich farbenprächtig im Wasser fanden und zahlreiche Nachtigallen, die man abends in den Weißdorngebüschen singen hörte, sind leider Teil der Vergangenheit. Heutzutage ist es schon eine Besonderheit, auf sie zu stoßen oder im Frühjahr den Ruf des Kuckucks zu hören. Bachaufwärts wuchsen noch etliche Bestände der Trollblume, die dort offensichtlich ebenfalls schon lange Zeit verschwunden sind. Etwas höher- wegeseitig – und heute überhaupt nicht mehr im Landschaftsbild erkennbar, befand sich eine alte Seidenraupenzucht, die ich aber nicht mehr kannte. Ich weiß nur, dass dieses Grundstück über und über mit Lupinen übersät war, das dann in der Blütezeit in allen erdenklichen Farben wetteiferte: Leuchtend rot, tiefblau, violett, weiß, rosa, gelb, auch zweifarbig.

Am Steinberg, dort wo die Wiese den landschaftlich schönen Blick auf Granetal freigibt und früher auch auf das ehemalige Lungensanatorium Königsberg – heute schon lange nur noch eine Ruine in Schutt und Asche, gibt es einen kleinen quadratischen Steinbruch,

der in meiner Kindheit immer mit Wasser gefüllt war. Das war für mich der " Wasserflöhe-Teich " und oft pilgerte ich mit einem Marmeladeglas mit Schraubverschluss dorthin, um meine Goldfische, die ich zuhause hatte, mit Lebendfutter zu versorgen. Das Wasser wimmelte nur an Wasserflöhen. Heute ist dieser kleine Schieferbruch schon lange trockengefallen. Ging man damals vom Goslarer Bahnhof Richtung heutiges Industriegebiet Bassgeige, so sind mir die grünen Felder noch in lebhafter Erinnerung. Man konnte bis Grauhof durch die Felder gehen und traf kaum jemanden unterwegs. Es gab keine Bebauung, keine Straßen, nur weite Agrarlandschaften. Nichts war versiegelt und asphaltiert, man ging in freier Natur durch freie Landschaften des Vorharz. Das darin einzig für uns Kinder Spannende war ein mit dunklem Wasser gefüllter, unheimlich wirkender Pfuhl, den es noch heute eingezäunt auf dem Gelände des Goslarer Finanzamtes gibt. Er wurde zu einem Parkteich herausgeputzt. Doch, halt, ich habe jemanden vergessen, der mich stets auf den Wanderungen durch die Feldmarkmeist zusammen mit den Eltern begleitete: Es war die Feldlerche. Diese schraubte sich tirilierend und zwitschernd in die Höhe, um sich hernach wieder fallen zu lassen und erneut mit ihrem Sing-Flug zu beginnen. Es war nicht eine, es waren jedesmal Dutzende von Feldlerchen. Im Sommer, wenn dort das Getreide schon reif auf dem Halme stand und darüber die Hitze flimmerte, konnte es gut sein, dass jäh auffliegende Fasane einem einen heiden Schrecken einjagten.

Foto: Karl-Friedrich Weber Schopftintlinge

Überhaupt Vögel: Was kam im Winter nicht alles an unser Vogelhaus, welches meine Eltern im Garten vor unserem Küchenfenster aufgebaut hatte! Da die Winter damals noch kalt und schneereich waren, so konnte man oft vom Rabenkopf bis zur Haustür - damals im Claustorwall - fahren. Im und am Vogelhaus herrschte dann munteres Treiben, hielten sich Grünfink, Stieglitz, Kirschkernbeißer, Kleiber Dompfaff, Meisen aller Art, Rotkehlchen, Gartenrotschwanz, Hausrotschwanz, Buntspecht, Drossel und manchmal auch ein Fichtenkreuzschnabel auf und waren bei uns gern gesehene Gäste.

Was gab es in jener Zeit in den Wiesen des Trüllketales für Hummeln, Bienen, Schwebefliegen, blinde Fliegen (Bremsen), Käfer aller Art! Vom Insektensterben war überhaupt nicht die Rede, alles war in großer Hülle und Fülle da. Wie oft gab es in unserem heimischen Hausgarten Kartoffelkäferalarm! Diese mussten dann mühsam per Hand von den Kartoffelpflanzen abgesammelt und vernichtet werden. Aber: Wie lange schon habe ich keinen Kartoffelkäfer mehr gesehen, Maikäfer Junikäfer oder Glühwürmchen? Für uns Schulkinder der ersten Grundschulklassen – eingeschult wurde ich 1959 – gab es im Mai nichts Wichtigeres als Maikäfersuche. Man brauchte nur den Bahnparallelweg Richtung Herzog Juliushütte zu gehen und fand in frischen Buchenwäldern jede Menge Maikäfer.

Foto: Karl-Friedrich Weber Der Maikäfer spielt in fast allen Erinnerungen eine zentrale Rolle.

Manche sammelten wir in leeren Streichholzschachteln, gaben ihnen je nach Aussehen Namen wie Müller oder Schornsteinfeger und tauschten diese miteinander. Als Proviant lagen in den Schachteln frische Blätter, aber ich kann versichern, dass wir alle

Käfer wieder freigelassen haben. Was gab es Schöneres, als sie zur Fingerspitze hochlaufen zu lassen, von der sie dann behäbig brummend wieder in die Natur starteten.
Es ließe sich noch vieles erzählen, aber das würde an dieser Stelle zu weit führen. Natürlich gab es auch damals den Borkenkäfer, aber er befiel nur wenige Bäume, die rasch geschlagen und geschält wurden. Das Dramatische und Flächenzerstörte, wie es der Harz den Wanderern und Besuchern heutzutage präsentiert, gab es nicht. Der Wald war im Großen und Ganzen intakt, wenngleich damals Umweltschutz nicht existierte und Fabrikschlote ungefiltert Rauch und Chemikalien ausspien. Unvergessen ist mir in diesem Zusammenhang eine Düngemittelfabrik in Langelsheim, die WIFO, die damals aus einem hohen stählernen Schlot rund um die Uhr rotbraunes Stickstoffdioxid stieß. Viel prägender aber waren die üppig blühenden Wiesen, das Himbeeren und Heidelbeeren pflücken, das Pilze sammeln, die vielen Wanderungen, die uns Kinder in den Bann zogen und unser Verhältnis zur Natur tiefgreifend und nachhaltig geprägt haben.

Alles in allem war es eine schöne und interessante Zeit-

Anne-Christiane Schulten teilt mit uns Ihre Erinnerungen:

Geschichten aus meiner Kindheit in den 50er und 60er Jahren.

Wir wohnten in Köln-Raderthal am Anfang der Hitzeler Straße. Diese kleine Straße im Süden von Köln führte geradewegs in die englische Siedlung, heute der Fritz-Enke-Volkspark, der sich bis zum Militärring erstreckt. Bei schönem Wetter spielten wir immer draußen auf der Straße oder im naheliegenden Park. Mein Bruder Gerhard, 7 und ich 9 Jahre, haben oft auf dem großen Gelände der englischen Siedlung gespielt.

Dort wohnten die Angehörigen der englischen Armee. Ganz am Ende gab es einen kleinen Pavillon mit Säulen und Kuppeldach sowie einen kleinen angelegten Garten. Dort haben wir sehr gerne Räuber und Gendarm gespielt, oder im Garten nach allerlei Käfer gesucht. Sicher 2 Km entfernt von zu Hause. Auf dem Rückweg nach Hause am Abend gingen wir gerne am „Magazin“ vorbei. (Den Lebensmittelladen der Engländer). Oft bekamen wir von den Leuten dort Schokolade oder Kaugummi. Meine Mutter wusste meist nicht, wo wir gerade spielten. Es hat auch keinen ängstlich gestimmt.

1960 zogen wir nach Köln-Hochkirchen. Der kleine Vorort liegt hinter dem Militärring und nahe dem Grüngürtel, den die Stadt Köln vom Süden am Rhein im Halbkreis herum bis in den Norden wieder an den Rhein nach dem Krieg angelegt hat. In diesem Gebiet gab es damals noch viele Bunker und Bombenkrater, in denen zum Teil noch Wasser stand. Dort haben wir im Sommer gerne gespielt und Mutproben veranstaltet, wer in die Bunker kriecht. Eine besondere Herausforderung war es, zu erkunden, was in diesen Bunkern noch so alles vorhanden war. Dunkelheit, Nässe, Dreck und unzählige Spinnennetze erwarteten uns dort. Wir fühlten uns sehr mutig. Gefunden haben wir alte Blechtassen und Patronen. Nur nach Hause bringen durften wir das Zeug nicht. Sonst hätte es viel Ärger gegeben. Denn dort zu spielen war streng verboten.

Auch an der verlassenen Kiesgrube haben wir sehr gerne gespielt. Wir sind die Hänge heruntergerutscht und haben Steine ins Wasser geworfen, haben Käfer und allerlei Getier gesammelt und später wieder freigelassen.

Wenn das Korn geerntet wurde, haben die Bauern das Stroh zu großen Quadern zusammengepresst und gebunden. Damit haben wir uns dann „Häuser“ gebaut. Wenn uns der Bauer erwischt hat, gab es Ärger. Denn die Strohballen sollten trocknen und daher auseinander liegen. Schöne Nachmittage für uns mit vielen Entdeckungen in der Natur. Im Hochsommer haben wir auch öfter die schöne Wildblumen gepflückt und am Abend mit zur Mutter genommen. Damit sie das Schimpfen vergas, da wir wieder so dreckig waren. Wenn uns die Bunker zu langweilig wurden, sind wir mit anderen Kindern aus dem Ort nach Köln-Hahnwald gelaufen. Ca. 1 km weiter. Dort gab es ein großes verwildertes Gartengelände. Waren wohl früher mal Schrebergärten. Dort sind wir in den Obstbäumen herumgeklettert und haben uns an Äpfel, Birnen, Pflaumen etc. satt gegessen. Mein Bruder und ich haben uns aber auch gestritten und er hat mich vom Baum gestoßen. Leider waren darunter gefühlte 1 Meter hohe Brennnesseln. Mit den nackten Armen und Beinen hat es gut gebrannt. In dieser Zeit wurde nebenan auch der Forstbotanische Garten angelegt, der heute zu Köln-Rodenkirchen gehört. Viel Erde wurde bewegt, und wir spielten gerne darauf herum. Dass am Abend kaum ein cm saubere Haut mehr zu sehen war und oft auch die Kleidung Risse hatte, das hat uns nicht gestört. Höchstens unsere Mutter hatte mit uns geschimpft und wollte wissen, wo wir wieder herumgetollt sind.

Nicht so schön war es im Sommer und auch im Herbst, wenn wir in unserem Schrebergarten in Köln-Hochkirchen das angebaute Gemüse und Obst mit ernten mussten. Ob Erdbeeren ernten, 20 Johannisbeersträucher leer pflücken, die Mirabellen, Äpfel, Pflaumen und Birnen aus dem Baum pflücken, Kartoffeln aus der Erde holen und Stangenbohnen ernten, bei allem mussten wir helfen. Aber wir haben auch Würmer gesammelt und uns damit beworfen. Sehr zum Leidwesen meiner Eltern. Die großen, schweren Taschen mussten auch wir mit nach Hause schleppen, Waschkorbweise haben wir um den Tisch herum die Bohnen fädeln und in Stücke gebrochen. Sie wurden anschließend in Einweckgläser eingekocht für den Winter. So ging es mit vielem Gemüse und dem Obst. Kompott als Nachtisch war für und was ganz Alltägliches.

Im kleinen Garten an unserem Haus züchtete mein Vater Kaninchen. Die wurden dann geschlachtet und bereicherten den Speiseplan. Wir Kinder liebten aber die kleinen Kaninchen und sahen sie den Sommer über aufwachsen. Wenn die Erwachsenen nicht aufpassten, durften sie durch den ganzen Garten hoppeln. Dass sie dabei die Blumen abfraßen, störte uns ja nicht. Einmal haben wir mitbekommen, dass die Kaninchen geschlachtet werden sollten. Wir haben uns dann nachts herausgeschlichen und die Kaninchen mit auf unser Zimmer genommen. Am Morgen hatten mein Vater und der Schlachter laut geschimpft und danach gesucht. Wir bekamen Stubenarrest, die Kaninchen wurden geschlachtet und gegessen, (nicht von uns Kindern) und mein Vater hat die Zucht dann aufgegeben.

Ich, Karl Friedrich, wurde gefragt, ob ich auch eine Erinnerung beitragen könnte. Aus dem ersten Abschnitt meiner Erinnerung möchte ich aus der Zeit zwischen dem Ende des Zweiten Weltkriegs und dem Beginn meiner Schulzeit in den 1950er Jahren berichten, so wie ich sie als Kind wahrgenommen habe. Mir ist heute bewusst, dass ich in diesen wenigen Jahren meine Prägung für das Leben erhalten habe, die mir zur Bestimmung geworden ist. Was für ein Glück.

Karl-Friedrich Weber

Karl-Friedrich Weber

Erinnerungen

Meine frühsten Erinnerungen kann ich zeitlich recht gut einordnen. Nach meiner Geburt am 20. August 1944 im städtischen Krankenhaus Goslar lebte ich mit meiner Mutter Auguste Else Henne auf der Beekstraße 19 im Frankenberger Viertel der Goslarer Oberstadt. Es war Krieg und mein Vater als Leutnant einer Pioniereinheit entweder an der Front oder als Kriegsverletzter in einem Lazarett. So hatte er meine Mutter im Lazarett kennengelernt. Es war das umgenutzte Goslarer Hotel Der Achtermann, und meine Mutter war Krankenschwester. So kam alles zusammen.

1947 – mein Vater war nach den letzten Kampfhandlungen im Harz aus einer kurzen amerikanischen Kriegsgefangenschaft zurückgekehrt – wechselten wir die Wohnung und zogen als Mieter in das Haus des Elektromeisters Reckewell in die Marktstraße 37 um. In das Haus auf der Beekstraße kehrten wir nie wieder zurück, sodass meine lebhaften Erinnerungen an diese Zeit wohl zu einem Teil aus späteren Erzählungen meiner Mutter, ganz sicher jedoch auch aus konkreten Bildern und eigenem Erleben geformt wurden, die bis heute in großer Klarheit vor mir stehen. Da mein Bruder Burkhard am 28.8.1946 geboren und ich mich daran erinnern kann, wie er von meiner Mutter gestillt und mit grauen Tüchern gewindelt wurde, möchte ich diese Phase meiner Erinnerungen auf eine Zeitspanne zwischen meinem zweiten und dritten Lebensjahr einordnen. Die Intensität von täglichen Eindrücken während eines guten Jahres für ein Kleinkind wie mich, muss ungeheuer groß gewesen sein, und ich frage mich heute, wie es möglich ist, so vieles zu bewahren, das erst Jahrzehnte später zu Gefühle auslösenden Bildern ins Bewusstsein treten konnte.

Die Beekstraße 19

Die Beekstraße 19 war ein typisches Fachwerkhaus in der Goslar Oberstadt. Hinter der Eingangstür begann ein schmaler Flur mit niedrigen Decken. Rechts lag ein Schlafzimmer, links die Treppe zum ersten Geschoss. Kurz vor Ende des Ganges lag rechts die Küche, an dessen rechter Seite der Küchenschrank stand. Zwischen den beiden Fenstern an der gegenüberliegenden Wand befand sich der Volksempfänger, ein dunkler Kasten mit rundem Lautsprecher. Der Hausflur schloss mit einer Tür ab, die auf einen kleinen Innenhof führte. Der Vermieter namens Altrogge hatte dort Kaninchenstelle stehen. Als Burkhard geboren worden war und die Mutti ihn in einen Kinderwagen auf dem Hof abstellte, ließ sie ihn wegen der Ratten nicht aus den Augen. Sie erzählte mir, dass kleine Kinder von den Ratten angefressen werden können. Als ich dann die ersten Ratten auf dem Hinterhof hin und her huschen sah, empfand ich sie als Bedrohung, aber auch als Wesen, die meine Neugierde weckten. An dem Bretterzaun zum Nachbargrundstück hing öfter ein Beutel mit Kartoffelschale. Die Nachbarin spendete sie als Kaninchenfutter.

Foto: Karl-Friedrich Weber mein Geburtshaus Beekstraße 19

Im ersten Stock des Hauses lag rechts neben der Treppe die Stube. Sie wurde nicht bewohnt. Mutti nannte sie „gute Stube“. Ich habe den Mahagonitisch in Erinnerung und die Paradekissen auf dem Sofa. Die gute Stube war für mich unheimlich und fremd. Sie war kalt und unbeheizt. Nur zu Weihnachten wurde sie benutzt.

Als dreijähriger kann ich mich an den ersten Heiligen Abend gut erinnern. Papa war bereits aus Kriegsgefangenschaft zurück. Beide Eltern hatten sich feierlich angezogen. Der Weihnachtsbaum war angezündet, als ich in die Stube kommen durfte. Es wurden zwei oder drei Weihnachtslieder gesungen, darunter „am Weihnachtsbaum die Lichter brennen“ und „Stille Nacht, heilige Nacht“. An die Geschenke, die ich dann anschließend auspacken durfte, kann ich mich nicht mehr genau erinnern. Auf jeden Fall waren Bauklötze dabei.

Ich spürte, dass meine Mutter den Vermieter des Hauses nicht besonders mochte, was sich auch auf mein Empfinden übertrug. Ihm fehlte ein Arm. Mutti sagte, er sei zuckerkrank.

Papa kommt zurück

Meine Eltern haben sich im Lazarett Achtermann kennengelernt – Papa als verwundeter, Mama als Krankenschwester 1943

Es war vielleicht eine früheste Erinnerung überhaupt, als Papa auftauchte – es muss kurz vor dem dreijährigen Geburtstag gewesen sein. Meine Mutter ging mit mir auf die Kettenstraße, wo ein Schuster seine offene Werkstatt zu Straße hatte. Im Volksempfänger an der Wand ertönten Nachrichten. Ich hörte: „Pipin ist abgereist“. Dieser Satz hat sich bei mir eingebrannt. Jahre später erfuhr ich, dass es sich um den österreichischen Außenminister gehandelt haben soll. Plötzlich platzte eine junge Frau in die Situation und rief der Mutti zu: „Frau Weber, ihr Mann ist zurückgekommen!“ Meine Mutter nahm mich an die Hand, und wir liefen so schnell meine Beine es konnten die Beekstraße hinunter.
In der Küche unserer Wohnung stand ein fremder Mann. Er war mit seinen 1,78 m Größe so groß, dass er mit dem Kopf fast an die Deckenbalken stieß. Er umarmte meine Mutter.

Papa war in amerikanische Kriegsgefangenschaft geraten, als er in den letzten Tagen des Krieges im Harz eingesetzt war. Er war 1946 entlassen worden. Von nun an, war er Teil unserer Familie. Ich hatte keine Ressentiments, dass ich ihn mit der Mutti teilen musste. Er kümmerte sich von Beginn an sehr um mich. Viele frühere Erinnerungen hängen mit ihm zusammen. Bevor er zurückkam, fanden mehrere Hausdurchsuchungen durch die Engländer statt. Von Papa hing während einer ersten Untersuchung ein Offiziersrock im Kleiderschrank. Als ein Soldat in das Schlafzimmer treten wollte, sagte Mutti „pst, Baby schläft". Darauf ließ dieser von seinem Vorhaben ab. Der Uniformrock hing noch viele Jahre im Schrank. Er war mir als 16-jähriger bereits zu klein, obwohl ich selbst eine dünne Stange war. Es ist heute kaum vorstellbar, wie schmal Soldaten der Wehrmacht nach sechsjährigem Kriegsdienst waren.

Papa und ich 1945 im Hinterhof der Beekstraße, wenige Tage nach der Rückkehr aus der Gefangenschaft

Meine kleine Welt weitet sich

Aus den Gesprächen, die meine Eltern hatten, erfüllte ich, dass die Welt größer war, als mein bisheriges kleines Umfeld. Die Flugzeuge, die permanent am Himmel waren, hießen Noratlas und brächten uns Lebensmittel, erklärte mir Papa. Einmal wachte ich in der Nacht auf, als meine Eltern aus dem Fenster des Schlafzimmers schauten und den hellen Schein am Himmel betrachteten. Die junge Bühne am Kattenberg, so hörte ich sie sprechen, brannte. Ich spürte früh, dass die Welt um mich herum nicht nur ein Hort der Geborgenheit war.

Eines Tages bekam Mutti einen Hinweis darauf, dass ein Paket im Zollamt angekommen war. Sie holte es mit einem Bollerwagen ab. Es war das erste Care Paket und wog exakt 10 kg. Die Großtante von Papa, Tante Fanny in New York hatte dafür gesorgt. Die Freude war groß, als wir das Paket auf dem Küchentisch öffneten. Es hatte einen eigenartigen Geruch. Ich kann mich erinnern an Blockschokolade, Palmin, einen Zuckerhut, eine karierte Jacke, die nach Mottenkugeln roch. Tante Fanny sandte uns noch mehrere dieser großartigen Pakete in der nachfolgenden Zeit.

Tierbegegnungen

am späten Nachmittag kamen stets einige Ziegen die Beekstraße hinunter. Sie hatten lange Hörner und Milcheuter. Die Fenster unserer Schlafzimmers Sie waren niedrig und die Ziegen waren groß. Ich sah nur die langen Hörner am Fenster vorübergleiten. Sie waren Teil der Herde, mit denen der Hirte jeden Tag vom Frankenberger Plan auf die Wiesen am Steinberg und Nordberg zog, und suchten nach ihrer Rückkehr selbstständig ihre Ställe auf, um gemolken zu werden, weil ihr Euter drückte. Viele Einwohner der Altstadt,

insbesondere die Bergleute um den Frankenberger Plan, hatten Ziegen, einige sogar braune Harzkühe. Es war für mich ein großes Erlebnis, als mein Vater mit mir über die Kettenstraße zum Frankenberger Plan ging, wo sich am Morgen die Tiere, die aus ihren Ställen in den kleinen Seitengassen freigelassen wurden, versammelten. Ihre Mitte stand ein dicker Mann, der mir riesengroß vorkam, mit einem breitkrempigen Hut, einer Messingsschärpe und einem Hirtenstab. Ich beobachtete, wie er die gesamte Herde mitnahm und auf die Berghänge zog.
Wenig später sagte man mir, dass der Hirte am Steinberg von einem Blitz getroffen sei, aber überlebt habe. Von diesem Zeitpunkt ab hatten Gewitter für mich etwas sehr Bedrohliches.

Rübensirup

Rübensirup kochen war ein festes Ritual in den Nachkriegsjahren. An ein Ereignis habe ich eine intensive Erinnerung, an den Waschkessel, in dem der Sirup eingedeckt wurde, an den Geruch, an allen Gegenständen, die in irgendeiner Weise klebten. Am Ende kamen mehrere Marmeladen Sirup dabei heraus. Aber was für ein Aufwand! Da ist weder Butter, noch Margarine gab, wurde der Sirup direkt auf das Brot geschmiert, der dann oft durch die Poren der Brotscheibe auf meine kleine Hand gelangte, was sich als unangenehm empfand.

Erste Erkundung der Welt auf der Beekstraße

Erzählungen

Auf der Beekstraße gab es vielfältige Kontakte zu den Nachbarn. Sie alle waren sehr nett zu mir. Für mich waren es alles alte Leute, und wenn sie sich unterhielten, spitzte ich die Ohren. Der Krieg war gerade erst vorbeigegangen, aber in Gesprächen noch allgegenwärtig. Ich hörte ein Gespräch mit, dass die Mutti mit Nachbarinnen führte. Eine ältere Frau erzählte, wie sie einen Bombenangriff überlebt hatte und dann durch die Löscharbeiten die Decken ihres Hauses einstürzten. Ich bekam als kleines Kind auch die ersten gruseligen Geschichten zu hören, wie das zu der Zeit ganz normal war. Wenn zum Beispiel durch starken Regen die Gullis überfüllt waren, drohte der Hakelmann kleine Kinder mit hineinzuziehen. Ich machte um jeden Gulli einen großen Bogen.

Umzug an die Marktstraße

Es muss Anfang 1947 gewesen sein, als wir von der Beekstraße zur Marktstraße zogen. Unsere neue Wohnung befand sich unter dem Dach des Elektrogeschäftes Reckewell. Der Geschäftsinhaber war im mittleren Alter und hatte rötliche Haare. Dann war da noch dessen Vater, ein alter Mann, der hin und wieder in Erscheinung trat.

Man ging zu unserer Wohnung mehrere Treppen hinauf. Auf den Zwischenebenen befand sich die Toilette, zu der man von unserer Wohnung hinab gehen musste. Die neue Wohnung bestand aus einer Wohnküche, einem Schlafzimmer und natürlich einer guten Stube,

die nur zu Weihnachten bewohnt wurde. In der Küche befand sich ein größerer Küchenherd, der zugleich Kochstelle und Heizung war. Da selbst in einem Elektrofachgeschäft öfter der Strom ausfiel, hing eine Karbitlampe an der Decke. Aus ihr schlugen einmal Flammen, die der Papa mit einem feuchten Tuch löschte. Es gab einen Wasserbottich, der als Badewanne fungierte. Wenn der Papa sich hineinsetzte, sah ich seine vernarbten Schusswunden am Rücken aus sechs Jahren Krieg. Die Mutti drückte ihm dann die reifen Furunkel auf der Haut aus, die zu dieser Zeit noch Normalität waren. Die Nacktheit in dieser Situation war ihm unangenehm, sodass ich mich mit meiner Mutter so lange in der Sitzecke aufhielt.

Angst

Während der Papa am Tag seiner ersten Arbeit als Bauingenieur im Architekturbüro Hahmann nachging, war die Mutti den ganzen Tag mit uns Kindern zusammen. Sie war eine kreative Mutter, die sich intensiv mit uns beschäftigte. Aber auch hier gehörte es zum üblichen Verhalten der Erwachsenen, Kindern Angst zu machen, um sie vor Gefahren zu schützen. Offenbar war ich ein Kind, das von Natur aus nicht ängstlich war, sodass sich keinen Schaden davontrug. Bedrückend waren die Gewitter, die oft in dem Goslar Talkessel standen und durch die hohen Berge des Harzes nicht weiterziehen konnten. Dann wurde der Koffer gepackt mit Kleidung und bereitgestellt für den Fall eines Blitzeinschlages. Die Eltern sprachen dann über das Problem, die Treppen runter zu kommen, wenn die unter uns liegenden Bewohner sie gegebenenfalls zugestellt hatten. Zweimal geschah es, dass nach Gewittern und Blitzeinschlägen über der Stadt Häuser brannten. Wir konnten dann den Schein vom Schlafzimmerfenster aus überblicken. Auch ein Waldbrand am Hahnberg, der eine Woche lang dauerte, war gut zu erkennen und natürlich Gesprächsthema der Erwachsenen. Burkhard war noch zu klein, aber ich verstand das alles bereits, und es gab mir zu denken.

Ein anderes Feld für Kinder Angst zu bekommen, waren die Geschichten, die die Mutti uns erzählte. Aus dem goldenen Märchenbuch las sie jeden Abend vor dem Schlafengehen ein Märchen vor, und die Märchen der Gebrüder Grimm hatten es ja in sich. Meine rege Fantasie schmückte die Erzählungen dann weiter aus, sodass ich oft nicht einschlafen konnte. Der Kleiderschrank stand nicht dicht an der Wand, sodass eine dunkle Spalte entstand. Aus ihr sah ich dann Zwerge und Hexen kriechen. An einige Albträume kann ich mich noch heute intensiv erinnern. Auch der Struwwelpeter war eine ziemlich grausame Ansammlung abschreckender Erzählungen. Da wurden Finger abgeschnitten, wurden zu leicht gewordene Kinder, die nicht essen wollten, mit dem Regenschirm fortgeweht – kurzum, die pädagogischen Mittel zu dieser Zeit waren andere als die heutigen. Wer das als Kleinkind schadlos überstand und fantasiebegabt war, fand andererseits natürlich den Einstieg in eine überbordende vielfältige Welt.

Was es zu essen gab

Essen wurde auf dem Herd gekocht. Die Kohlen für den Herd mussten aus dem Keller hochgetragen werden. Es waren Briketts und Eierkohlen. Das Essen war wenig abwechslungsreich. Es gab viel Suppe, Erbsen und Bohnen, Milchreis mit Zimt, Milchnudeln. Wenn das Brot trocken geworden war, gab es entweder eingeplocktes – Brotstücke in Getreidekaffee, der als Mukkefug bezeichnet wurde, oder als Brotsuppe, mit Rosinen gesüßt und mit Milch ergänzt. Butter gab es nicht und natürlich auch keinen Bohnenkaffee. Der Bruttostrich bestand aus Rübensaft (Sirup), Marmelade, oder Schmalz mit Salz. Am Samstag

gab es ein Viertel Pfund Wurstaufschnitt. Da der Papa arbeiten musste, hatte er das Vorrecht. Zu besonderen Anlässen gab es Makkaroni und Gulasch. Eines Tages brachte Mama Bananen vom Einkaufen mit. Sie machte einen glücklichen Eindruck und erklärte uns, dass die Amerikaner uns mit einem Flugzeug besonders bedachten, weil wir Kinder englische Krankheit (Rachitis) hätten. Die Bananen waren uns fremd und sowohl Burkhard als auch ich weigerten uns sie zu essen. Ich sehe die Mama noch, wie sie vor Enttäuschung weinte.

Auf der Marktstraße gab es mehrere Geschäfte der Grundversorgung. Auf kurzem Wege gelangte man auch in die Marstallstraße, wo sich ein Milchgeschäft und ein Kohlengeschäft befand. Der Kohlenhändler verkauft auch Gemüse. Ich wurde zum Milch holen geschickt. Ich hatte gesehen, wie ein Junge seine Milchkanne im Kreis schleuderte, und keine Milch auslief. Das versuchte ich ebenfalls, was misslang. Die Milch floss über den Bürgersteig in die Gosse, und ich traute mich nicht mehr nach Hause. Nach einer Weile kam die Mama, um zu sehen, wo ich bliebe. Sie machte mir keine Vorwürfe, sondern erklärte mir, dass ihr das als kleines Mädchen selbst passiert sei.

Auf einem der Einkaufsgänge in die Marstallstraße, sah ich eine Gruppe Menschen, die nach oben schauten. Eine Taube hatte sich in einer elektrischen Leitung verfangen konnte sie nicht mehr befreien. Ich empfand das als entsetzliche Situation. Nach einer Weile kamen Feuerwehrmänner mit ihrem Leiterfahrzeug und befreiten die Taube, und ich war glücklich.

Währungsreform

Eines Tages nahm mich mein Papa mit zur Goetheschule. Dort gab es neues Geld, hatte die Mama mir gesagt. Papa bekam 50 DEM in mehreren Scheinen. Zuhause angekommen, hielt die Mama die Scheine an das Fenster zeigte auf die Wasserzeichen. Sie machte einen glücklichen Eindruck und sagte, dass nun eine neue Zeit kommen würde.

Der Kindergarten

Der Kindergarten befand sich nicht weit von der Marktstraße am Eingang zum Beckerstraße. Er wurde katholisch geführt. Das dazugehörige Bennostift befand sich in unmittelbarer Nachbarschaft. Wir waren etwa 20 Kinder, die von Schwestern in Kirchentrachten betreut worden. Es gab das übliche an Pädagogik. Es wurde gebastelt und gezeichnet. Das entsprach natürlich meiner Begabung. Ich zeichnete alles, was zu diesem Zeitpunkt meiner Fantasie entsprach – Flugzeuge, einen Zirkus mit Elefanten, Löwen und Giraffen – das Problem war, dass es kaum Papier gab.

Mittags mussten wir alle auf Feldbetten schlafen. Das klappte bei mir überhaupt nicht, sodass diese Mittagsruhe für mich eine Tortur war. Das Essen fand an kleinen Tischen statt. Gegessen wurde aus Metalltellern. Wir durften keinen Klecks auf den Tellerrand machen. Die Tante Schwestern stellten sich dann um den Delinquenten und riefen laut: „pfui, pfui schäme Dich, alle Leute sehen Dich.“ Ähnlich ging es denen, die nicht ruhig auf den Stühlen saßen.

Von dem Aufenthaltsraum aus führte eine Treppe in den Keller des Hauses. Die Tante Schwestern erklärten uns, dass darinnen Krokodile hausten und unartige Kinder eingesperrt würden. Als ein kleiner Junge mit zu starkem Bewegungsdrang nicht auf derartige Androhungen reagierte, wurde er von zwei Schwestern zum Treppengang gezerrt, hinter dem sich die Krokodile befanden. Der kleine Kerl schrie wie am Spieß. Diese Form von Kindergartenpädagogik funktionierte trotzdem nicht. Ich aber gehörte zu denen, die es vorgezogen, derartige Situationen zu vermeiden.

Auf dem Hof des Kindergartens befand sich eine Teppichstange. An ihr hangelten wir uns als Kinder gerne entlang. Ich rutschte ab, und schlug mit meinem Arm auf eine Holz Balustrade. Dabei brach ich mir den linken Oberarm. Meine Mutter wurde benachrichtigt. Sie holte mich ab und ging mit ihr zu einem Arzt, wahrscheinlich ein ganz gewöhnlicher Hausarzt. Röntgengeräte gab es ohnehin nicht. Der Arzt hielt mir ein Tuch mit Äther auf die Nase. Als ich aufwachte, war mein Arm vollständig eingegipst. Die Zeit in Gips war für mich eine Tortur, weil es juckte und ich nicht kratzen konnte. Als er endlich abgenommen wurde, stellte sich in einer Nachuntersuchung heraus, dass der Knochen schief angewachsen war. Er sollte deshalb noch einmal gebrochen werden. Das lehnte meine Mutter ab, und so lebe ich bis heute mit einem verdrehten Oberarmknochen ohne weitere Beschwerden.

Meine Kreativität wurde geweckt

Ich hörte von meiner Mutter viel vom Großvater Franz aus Mochenwangen. Er arbeitete in seinem Dorf in der Papierfabrik. Als Mutti ihn bat, für mich Papier zu schicken, damit ich malen und zeichnen könnte, sandte er ein Paket mit Schnittresten aus der Fabrik. Für mich begann eine Phase, in der ich alles zu Papier brachte, was meiner damaligen Vorstellungswelt entsprach. So entwickelte ich mein zeichnerisches Talent in einem frühen Stadium weiter. Meine Mutter hat mich kontinuierlich angeregt.

Ich lernte aber auch in dieser Zeit innerfamiliäre Konflikte erkennen. Mutti sprach offen darüber, während Papa sich zurückhielt. Ich war in der Frankenberger Kirche evangelisch-lutherisch getauft wurden und somit Protestant. Papa kam aus einer erzkatholischen oberschwäbischen Gegend, in der es unvorstellbar war, dass ein katholischer Mann eine evangelische Frau heiraten könnte, denn das war eine sogenannte Mischehe. Es wurde von Seiten der Verwandtschaft meines Vaters und auch durch den Großvater Druck ausgeübt, nicht katholisch umschreiben zu lassen. Schließlich gab meine Mutter nach und mein Übertritt in die katholische Konfession fand eines Tages im Goslarer Bennostift statt. Es hieß, ich solle umgeschrieben werden. Ich erinnere mich an die Situation recht gut: in den dunklen Innenräumen des Stifts gingen wir die Treppe rauf, die nach Bohnerwachs roch. An der Wand hing ein großer Jesus, der mit leidendem Gesicht vom Kreuz abgenommen wurde. Alles machte auf mich einen düsteren Eindruck. Dann musste ich mich vor einem Altar niederknien, und ein Priester im Ornat sprach mir ein Gebet vor, das ich ihn nachsprechen sollte. Dann führte er mich an ein Taufbecken und taufte mich. Danach war ich Katholik. Der Ärger mit Papas Verwandtschaft, insbesondere seiner Schwester Emilie, hörte aber nicht auf. Meinen Großvater lernte ich erst kennen, als ich sechs Jahre alt war. Davon später. Bemerkenswert war, dass Papas Bruder Franz ebenfalls eine evangelische Frau, Tante Friedel, geheiratet hatte. Onkel Franz erzählte mir später bei einem Besuch, dass der Opa einmal angemerkt haben sollte, es wäre besser gewesen, wenn beide Brüder im Krieg geblieben wären. Onkel Franz war Pilot bei der Luftwaffe. So war damals religiöser Fanatismus in der Zeit.

Berührungen mit der Natur

Burkhard war noch zu klein, aber Papa ging mit mir bereits öfter über den Frankenberger Plan und die Clausthaler Straße in den Nonnenberg. An einer dieser Spaziergänge kann ich mich noch gut erinnern. Es war sehr heiß, und ich hatte schrecklichen Durst. Wir waren bereits auf dem Heimweg, als ein kleiner Frosch über den Weg hüpfte. Ich nahm ihn auf und fand ihn ungeheuer interessant, sodass ich ihn mitnehmen wollte. Papa hatte mir geraten, ihn wieder auszusetzen, setzte sich aber nicht durch. Es war ein langer Rückweg mit dem Frosch in der Hand, und als wir zu Hause ankamen, war er tot. Ich war zutiefst betroffen und hatte Schuldgefühle. In diesem Moment begriff ich wohl, dass andere Lebewesen keine toten Gegenstände waren. Aber mein Interesse an allem, was kreuchte und fleuchte war durch derartige Schlüsselerlebnisse geweckt. Das hinderte mich allerdings nicht daran, fliegen an unserem Küchenfenster zu fangen und ihnen die Flügel auszureizen, um zu testen, ob sie danach noch fliegen konnten. Das Ergebnis war eindeutig. Sie konnten nicht.

Foto: Else Weber in dieser Zeit wurde die Liebe zur Natur geweckt – links mein Bruder Burkhard, rechts ich, der zwei Jahre ältere große Bruder

Auch Mutti ging mit uns Jungen oft spazieren, manchmal bis zum Zwingerwall oder in die nahe Feldmark. Wir kamen dann jedes Mal am Jägerdenkmal vorbei. Mutti erklärte uns, dass der Mann von Tante Erna, ihrer Schwester, Mitglied des Goslarer Jäger-Regiments gewesen sei, aber in den letzten Kriegstagen gefallen war. Das war erst drei Jahre her, und Tante Erna war mit ihren Kindern Witwe geworden. So war unsere Kindheit in diesen Jahren stets eine Mischung aus wunderbaren Erlebnissen, Geborgenheit in der Familie, Neugier auf das Leben um uns herum und unmittelbarem Kontakt mit der rauen Wirklichkeit der Nachkriegszeit, die stets offen lag, sobald wir auf die Straße gingen. Männer ohne Beine und Arme, die Zeitungen anboten, gehörten zum gewohnten Bild ebenso, wie blinde, die an ihrem weißen Stock ihrer gelben Armbinde mit den drei schwarzen Punkten von weitem erkennbar waren. Andere hatten auffällig kurze Arme. Mutti erklärte uns, das sei eine Folge der Kinderlähmung.

Ein faszinierendes Ziel war für uns Jungen der Bahnhof. Die riesigen Lokomotiven machten einen Höllenlärm und tauchten für kurze Zeit die ganze Umgebung in undurchdringlichen Wasserdampf, wenn sie den Bahnhof verließen. Mutti erklärte uns, dass im Krieg nur eine einzige Bombe auf Goslar gefallen war, und zwar auf den Bahnhof. Die alte Stadt blieb so vollständig von Zerstörungen verschont. Als die Amerikaner aus Richtung Seesen mit Panzern die Stadt Goslar erreichten, hingen überall weiße Tücher aus den Fenstern, um die Kapitulation anzuzeigen. Eine Gruppe Hitler Jungen stellte sich ihnen entgegen. Die Amerikaner stiegen von ihrem Panzern, so erzählte man sich in der Stadt, nahmen den Jugendlichen die Panzerfäuste weg und sagten: „geht zu Eurer Mama“.

Einmal zeigte uns Mutti den Bahnhof von innen. Hierzu mussten wir an einem Schalter eine Bahnsteigkarte kaufen. Die kostete zehn Pfennig. Auf dem Weg zum Bahnhof kamen

wir am Hotel Achtermann vorbei und Mutti erklärte uns, dass das Hotel während des Krieges ein Lazarett gewesen war, in dem auch der Papa mehrfach lag, wenn er wieder einmal verwundet von der Front kam und überlebt hatte. Auch das gegenüberliegende Hotel schwarzer Adler, Lazarett im Krieg. Da Mutti Krankenschwester war in dieser Zeit und sie den Papa dort kennengelernt hatte, waren mein zwei Jahre jüngerer Bruder Burkhard und ich die logische Konsequenz daraus.

Verantwortlich für den Inhalt:

Karl-Friedrich Weber, Ackerwinkel 5, 38154 Königslutter am Elm
kweberbund@aol.com
fon 0171 893 8311 oder 05353-3409
Alle Rechte liegen beim Autor Karl-Friedrich Weber
Der Waldbrief darf in unveränderter Form verbreitet werden.
Die Waldbriefe können Sie unter https://bund-helmstedt.de/wald/wald-briefe/
als pdf-Datei herunterladen.
Wenn Sie in meinen Verteiler aufgenommen werden möchten, teilen Sie mir das unter der E-Mail Anschrift kweberbund@aol.com mit.